

Harm-Peer Zimmermann
Vom Schlaf der Vernunft
Deutsche Volkskunde an der Kieler Universität 1933 bis
1945

Die Volkskunde in Deutschland folgte seit den Tagen der Romantik im allgemeinen nationalen und sozial-konservativen Wertprämissen. Rationalistisch-aufklärerische Ansätze, wie sie zuvor insbesondere die Kameralistik entwickelt hatte, wurden zurückgedrängt zugunsten organisch-ständischer Ordnungsmodelle nach mittelalterlichem Vorbild.¹ Vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus bis 1933 polemisierten die deutschen Volkskundler (von wenigen Ausnahmen abgesehen) einmütig gegen die „undeutsche Treibhauspflanze“ Individualität, gegen die moderne pluralistische Zivilisation wie gegen die „logische Verstandeszucht“ überhaupt.² Ihre Wertschätzung galt den „assoziativen Denkformen der Volksseele“, der „individuumlosen Gemeinschaft“, den „Volksgruppeneigigkeiten“ innerhalb der „Volksgemeinschaft“, dem „völkischen Gemeinschaftsleben“.³ Liberale, demokratische und sozialistische Gedankenwelten wurden als verhängnisvolle Ausgeburten eines übersteigerten Intellektualismus verächtlich gemacht. Gegen solche vermeintlich lebensfremden, ja lebensfeindlichen Konstruktionen, gegen den mechanischen Atomismus stellte die „Deutsche Volkskunde“ das historisch-kontinuierliche, völkisch-mythische Denken. Heraus kam der Entwurf eines vorgeblich von sozialen Antagonismen freien, harmonischen Volkslebens, zusammengehalten nicht durch Verträge und Meinungsstreit, sondern vor allem durch irrationale Triebkräfte und durch „Stamm, Sitte, Siedlung, Sprache“ (Riehl). Die Geschichte der Volkskunde hätte Helmuth Plessner als Musterbeispiel für seine Analyse des „bürgerlichen Geistes“ und seiner „Verführbarkeit“ dienen können.⁴

Die Weimarer Republik war den meisten Volkskndlern von Anfang an fremd. Der Versuch, mit diskursiven Kommunikationsformen ernst zu machen, widersprach ihrem von Ordnungs- und Sicherheitswünschen inspirierten hierarchisch-autoritativen Gemeinschaftsverständnis. Außerdem hatte das demokratische „System“ in ihren Augen schon in Versailles seine fatale Schwäche gezeigt und diese in den zahlreichen schweren Wirtschaftskrisen bis 1933 immer wieder bestätigt. Liberalismus und Demokratie hatten nach dieser Lesart nur nationale Demütigungen sowie Not und Elend heraufbeschworen und damit dem Chaos bzw. dem Bolschewismus Tür und Tor geöffnet. So erkannte die Mehrzahl der Fachvertreter in der nationalsozialistischen Bewegung ihre Vorstellungen wieder und begrüßte die Machtübergabe an Hitler im Januar 1933.⁵ Ohne demokratisches Selbstbewusstsein, ohne einen „gesicherten Lebensstil“ und eine „humanistische Staatsidee“ (Plessner), ohne einen entwickelten „zivilen Bürgersinn“ (Habermas), ausgestattet dagegen mit einer irrationalen „Volkstumsideologie“, erhofften sie sich von



Friedrich Kauffmann (1863-1941)
Quelle: Archiv

den Nationalsozialisten die Verwirklichung ihrer Ideale und eine quasi volkscundlich versierte Staatsführung.⁶

Auf der anderen Seite erkannten, wie zuerst Heinz Maus gezeigt hat, die Nationalsozialisten die Brauchbarkeit der Volkskunde für ihre ideologischen Zwecke. Parteilargon und Fachbegrifflichkeit akkordierten zum Abgesang auf die Kulturwerte einer zivilisierten bürgerlichen Gesellschaft, zum barbarischen Hohelied auf das „Germanentum“, auf „Blut und Boden“ und auf die „Volksgemeinschaft“.⁷ Und wenn auch nicht alle Volkskundler mit voller Inbrunst in diese irrsinnige Litanei einstimmen, so verbarg sich hinter den zögernden Haltungen in der Regel kein demokratisches Opponieren, sondern ein sympathisierendes Abwarten, das aus national-konservativer oder völkischer Sicht zwar gewisse Mängel der „germanischen“ Kulturpolitik konstatierte, sich

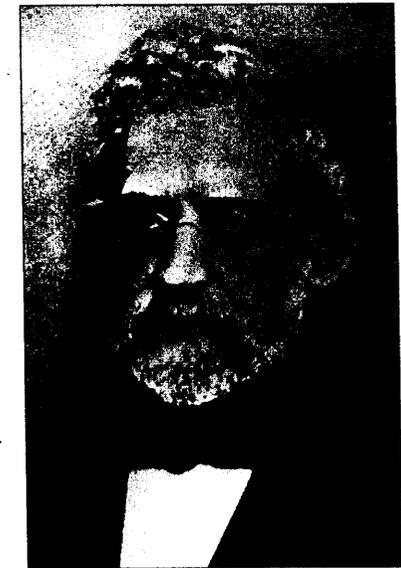
aber für die Zukunft gleichsam eine volkscundliche Läuterung des Nationalsozialismus versprach. Dazu kamen opportunistische Motive, die auf Einfluß- und Besitzstandswahrung bzw. auf Karrieren ausgingen und ein Mittun in den nationalsozialistischen Organisationen erforderten. In einen ernsten weltanschaulichen Konflikt mit dem NS-Regime gerieten nur äußerst wenige Volkskundler, beispielsweise Rudolf Kriss (1903-1973) aus religiösen Gründen, Will-Erich Peukert (1895-1969) wegen seiner sozialdemokratischen Vorgeschichte und Adolf Reichwein (1898-1944), der zum Kreisauer Kreis gehörte und 1944 hingerichtet wurde.⁸ Aufrichtige Schuldbekennnisse hat es, soweit ersichtlich, nach 1945 bis in die 1960er Jahre hinein im Fach nicht gegeben. — Für ganz Deutschland liegen bereits einige eindrucksvolle Untersuchungen über die Volkskunde und über einzelne ihrer Vertreter im „Dritten Reich“ vor.⁹ Wie aber verhielten und entwickelten sich die schleswig-holsteinischen Volkskundler zwischen 1933 und 1945?

Vorauszuschicken ist, daß die Volkskunde an der Christiana Albertina erst im Herbst 1967 institutionalisiert wurde.¹⁰ Es ist also nicht möglich, die Geschichte eines eigenständigen Instituts und seiner Mitarbeiter vorzuführen. Die Volkskunde existierte an der Kieler Universität nur insoweit, als Vertreter anderer Fachrichtungen sich ihrer annahmen. Das waren an erster Stelle die Germanisten, die sich 1846 mit der außerordentlichen Professur für „deutsche Sprachkunde, Altertumswissenschaft und Literatur“ etablierten. Unter diesem Dach wirkten bis 1933 in volkscundlicher Hinsicht besonders Karl Müllenhoff (an der CAU: 1846-1858, volkscundliche Themen vor allem: Märchen, Sagen, Lieder, Mythologie), Karl

Weinhold (1861-1876: Sagen, Lieder, Mythologie, Mundart, Brauchtum; später das gesamte Spektrum auch der materiellen Volkskultur), Friedrich Kauffmann (1895-1928: Mundart, Mythologie, Sitte, Brauch, Zaubersprüche, Märchen, Bauernhaus) und Carl Wesle (1929-1934: Märchen, Volksdichtung). Über Otto Mensing (1903-1939: Niederdeutsch, Sitten, Brauch, Aberglauben) wird unten ausführlicher zu berichten sein. Sofern überhaupt eine pauschale Einschätzung möglich und sinnvoll sein kann, läßt sich zusammenfassen, daß bei allen diesen Hochschullehrern organische und germanophile Sichtweisen auf das „Volkstümliche“ dominierten.¹¹

Da das Spektrum volkscundlicher Themen sehr breit ist¹², ging das volkscundliche Interesse schon im 19. Jahrhundert auch in Schleswig-Holstein weit über die Germanistik hinaus. In zahlreichen anderen Fächern war und ist es üblich, volkscundliches Terrain zu streifen oder zu beschreiten, so vor allem in der Geschichte (Wirtschafts-, Sozial- und Landesgeschichte), der Geographie (Bevölkerungs- und Siedlungsfragen), der Soziologie, der Psychologie, der Anthropologie, der Ur- und Frühgeschichte, der Nationalökonomie, der Kunstgeschichte und der Jurisprudenz (Rechtsgeschichte). Es ist hier nicht der Ort, diese unterschiedlichen Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde darzulegen.¹³ Es soll lediglich auf die institutionelle Indifferenz des Faches und damit auf die Schwierigkeit hingewiesen werden, die Volkskunde in Kiel zwischen 1933 und 1945 exakt zu charakterisieren. Denn es gab nicht den typischen Fachvertreter (Ordinarius für Volkskunde), aber es gab Germanisten, Kunsthistoriker (Volkskunst), Rechtswissenschaftler etc., die mehr oder weniger weit auf volkscundliches Gebiet vordrangen. Mangels einer Institutsgeschichte bleibt also keine andere Wahl, als Personen in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen und dabei in unterschiedliche Fachrichtungen hineinzuleuchten.

Die geringe universitär-organisatorische Konturiertheit des Faches verschimmt dadurch noch weiter, daß die Volkskunde seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts auch als eine allgemeine populäre Kulturbewegung weite Verbreitung gefunden hat. Seitdem nämlich trieben überall in Deutschland mehr und mehr Laien (vor allem Lehrer, Geistliche und Journalisten¹⁴) volks- und heimatkundliche Studien, machten sich Gedanken über „Land und Leute“, zeichneten zum Beispiel volkstümliche Überlieferungen (Märchen, Sagen) auf, registrierten sittliche und brauchwürdige Erscheinungen und gründeten Museen zur Dokumentati-



Karl Victor Müllenhoff (1818-1884)
Quelle: Archiv

on dessen, was im Zuge der Industrialisierung abzusterben im Begriff war. Zahlreiche Heimat-, Volkstums- und Regional-Geschichts-Vereine traten zu diesen Zwecken ins Leben. Und wie der wissenschaftlichen so ging es auch dieser „Barfuß“-Volkskunde um die Herausstellung des Organischen und Völkischen gegen das Mechanische und Individualistische. Daher avancierte die Volks- und Heimatbewegung schließlich überwiegend zu einer wichtigen ideologischen Voraussetzung und dann auch zu einer organisatorischen Stütze der nationalsozialistischen Kulturpolitik.¹⁵

Wenn also das Verhalten schleswig-holsteinischer Volkskundler während der Zeit des Nationalsozialismus dargestellt werden soll, dann ist nicht nur auf ihre Vorlesungen und Veröffentlichungen zu sehen, sondern auch auf ihr Engagement in den nationalsozialistischen Kulturorganisationen. Die wichtigsten

dieser Vereine und ihrer Dachverbände sind bereits an anderer Stelle beleuchtet worden, so daß hier nur eine kurze Zusammenfassung gegeben zu werden braucht.¹⁶ In einem volkskundlichen Sinne wirkten auch nach 1933 in Schleswig-Holstein zahlreiche lokale und regionale Heimat- und Volkstumsvereine, auf Landesebene vor allem der „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde“ (gegründet 1890) mit der Zeitschrift „Die Heimat“ und ihrem Schriftleiter Gustav Friedrich Meyer. Gleichgeschaltet und dem „Führerprinzip“ unterworfen wurden sie durch zwei konkurrierende NS-Organisationen, einerseits durch die Gruppierungen im Machtbereich Alfred Rosenbergs („Kampfbund für deutsche Kultur“, seit Juni 1934: „NS-Kulturgemeinde“), andererseits durch die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) unter Robert Ley („Reichsbund für Volkstum und Heimat“, seit Februar 1935: „Amt Feierabend“ in der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“). Diese Rivalitäten tangierten die Wissenschaftler insofern, als sie sich durch die Mitarbeit auf der einen oder der anderen Seite entweder als Anhänger der gemäßigt geltenden DAF-Kulturpolitik oder als Anhänger der ideologisch schärferen Gangart Rosenbergs zu erkennen gaben.

Darüber hinaus sind drei wissenschaftlich orientierte NS-Organisationen zu nennen, die die volkskundliche Arbeit auch in Schleswig-Holstein beeinflussen: 1. die im Februar 1934 gegründete Dienststelle des „Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ unter Alfred Rosenberg („Amt Rosenberg“); 2. die im Juli 1935 gegründete „Studiengesellschaft für Geistesurgeschichte Deutsches Ah-



John Meier (1864-1953)

Quelle: Archiv



Alfred Kamphausen (1906-)

Quelle: Archiv

nenerbe e.V.“ unter SS-Reichsführer Heinrich Himmler („SS-Ahnenerbe“); 3. das im Oktober 1935 eröffnete „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ (RI) unter Walter Frank. Die Strukturen und Aktivitäten dieser Einrichtungen sowie die erbitterten Rivalitäten, die zwischen ihnen herrschten, sind bereits durch Reinhard Bollmus, Michael Kater und Helmut Heiber umfassend dargestellt worden, so daß hier auf nähere Erläuterungen verzichtet werden kann.¹⁷ Nur die volkskundlich relevanten Aspekte seien kurz rekapituliert.

Im „Amt Rosenberg“ entstand in dieser Hinsicht im Januar 1937 die „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde“ unter Matthes Ziegler, gegliedert in sogenannte Mittelstellen, zum Beispiel „Mittelstelle Bauernhof“, „Mittelstelle Fest und Feier“.¹⁸ Außerdem plante Rosenberg den Aufbau einer „Hohen

Schule“ der NSDAP, einer Art Partei-Universität. Unter diesem Dach sollte der Bereich „Deutsche Volks- und Altertumskunde“ entstehen, für den der schleswig-holsteinische Privatdozent Kurt Ranke als Leiter ausersehen war.¹⁹ Der Krieg verhinderte die Verwirklichung dieser Bestrebungen. Immerhin jedoch rief Rosenberg im Juni 1942 in Vorbereitung auf die „Hohe Schule“ ein „Institut für deutsche Volkskunde“ unter Karl Haiding ins Leben. Eine Ausstrahlung nach Kiel hat es, soweit ersichtlich, nicht gehabt.²⁰

Konkurrierend zur volkskundlichen Arbeit der Rosenbergianer entstanden innerhalb des „SS-Ahnenerbes“ von Anfang 1937 bis 1944 acht Abteilungen (sogenannte Lehr- und Forschungsstätten), die sich mit volkskundlichen Fragestellungen im weiteren Sinne befaßten: Kulturwissenschaft und Landeskunde (unter Joseph Otto Plassmann), Glaubensgeschichte (Otto Huth), Runen- und Sinnbildkunde (Wolfgang Krause), germanisch-deutsche Volkskunde (Richard Wolfram), Bauwesen (Martin Rudolph), Volksmusik (Alfred Quellmalz). Die Schlüsselstellung besaß die „Lehr- und Forschungsstätte für Volksforschung und Volkskunde“ unter SS-Obersturmbannführer Heinrich Harmjanz.²¹ Dazu kamen die Abteilungen „Atlas der Deutschen Volkskunde“ (Harmjanz) und „Sagen- und Märchenforschung“ (Plassmann). Nur diese zuletzt genannten zwei „Lehr- und Forschungsstätten“ wirkten, soweit zu übersehen ist, kontinuierlich in Schleswig-Holstein.

Das Atlas-Projekt war bereits 1927/28 durch den „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“ unter John Meier gestartet worden, finanziert mit Hilfe der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“, der späteren „Deutschen Forschungs-

gemeinschaft“ (DFG). Ziel war es, ein kartographisches Werk („Kulturraumforschung“) über die Verbreitung von Sitten und Gebräuchen, Siedlungs- und Wohnformen etc. im deutschen Sprachgebiet zu erstellen. Seit 1934 wurde diese Arbeit im Rahmen der „Reichsgemeinschaft für Deutsche Volksforschung“ in der DFG unter Adolf Spamer weitergeführt, wobei die Arbeit, wie Heidi Gansohr-Meinel gezeigt hat, zunächst von den Rosenbergianern beherrscht wurde.²² Schließlich jedoch gewann Himmler die Oberhand über die DFG und damit auch über deren volkskundliche Arbeiten. Der „Atlas“ wurde im Mai 1937 in das „Ahnenerbe“ integriert und Harmjanz zum Leiter berufen. Sein Verbindungsmann in Schleswig-Holstein war Gustav Friedrich Meyer. — Plassmanns Sagen- und Märchen-Abteilung fand hierzulande Resonanz vor allem durch das angegliederte „Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“, in dem Märchen, Sagen, Legenden, Schwänke, Fabeln, Witze etc. zusammengetragen wurden.²³ Wiederum war Meyer der wichtigste schleswig-holsteinische Mitarbeiter.

Unabhängig von der SS und von den Rosenbergianern agierte Walter Frank mit seinem „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ (RI). Frank war einer der wenigen begabten Historiker gewesen, die sich sehr früh offensiv der nationalsozialistischen Bewegung angeschlossen hatten. Gewissermaßen als Dank dafür bewilligte ihm Hitler (auf Fürsprache Rosenbergs) im Juli 1935 die Gründung des RI ganz nach eigenem Zuschnitt.²⁴ Frank, der sich bald von Rosenberg lossagte und eigene Ziele verfolgte, strebte, wie Vierhaus schreibt, eine „Clearing- und Zensurstelle“ für die Aufsicht, Ausrichtung („Neuordnung“) und Koordinierung der gesamten historischen Forschung im Reich an. In einem „Sachverständigenbeirat“ sammelte er vor allem jüngere Wissenschaftler, die die Träger dieser nationalsozialistischen „Revolution“ in den Geschichts- und darüber hinaus in allen Geisteswissenschaften sein sollten. Dazu gehörte seit September 1936 auch der Kieler Germanist und Volkskundler Otto Höfler, der für Frank als „Mittelsmann des Reichsinstituts zur germanistischen Disziplin und zugleich als Kenner der nordischen Länder“ wirkte.²⁵ Die weitgespannten Pläne Franks gingen indes nicht auf. Das „SS-Ahnenerbe“ und Rosenberg hielten seinen Einfluß in Grenzen, und Rosenberg war es auch, der Frank und sein Institut schließlich erledigte (Absetzung im Dezember 1941). Das RI hat weder die deutsche Geschichtswissenschaft maßgeblich formieren können, noch ist es durch bedeutende eigene Beiträge hervorgetreten. Lediglich in personalpoliti-



Richard Wossidlo (1859-1939)
Quelle: Archiv

schen Fragen (Besetzung von Lehrstühlen etc.) hat es für einige Zeit eine unselige Rolle gespielt.

Noch weitere institutionelle Rahmenbedingungen sind zu beachten, um das Wirken von Kieler Volkskundlern darstellen zu können. Nach Kriegsbeginn kümmerten sich nämlich sowohl das „Amt Rosenberg“ als auch das „SS-Ahnenerbe“ um die Regulierung der kulturellen Arbeit in den besetzten Gebieten, was im wesentlichen auf die Organisation eines Kulturraubs im beträchtlichen Ausmaß hinauslief. Rosenberg gründete für diese Zwecke den „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“, dessen „Sonderstab ‚Bildende Kunst‘“ beispielsweise für die Plünderung von kunsthistorischen Museen und Sammlungen in Polen und auch im Westen verantwortlich zeichnete. In volkskundlicher Hinsicht betrieb vor allem die SS durch das „Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums“, das Himmler Ende 1939 eingerichtet hatte, derartige „Requirierungen“, und zwar mit wesentlicher Unterstützung des „Ahnenerbes“. In Polen etwa war daran führend der Volkskundler Heinrich Harmjanz beteiligt.²⁶ Im „Ahnenerbe“ entstand außerdem die „Abteilung Germanischer Wissenschaftseinsatz“, ein Lieblingskind des SS-Reichsführers. Himmler erging sich nämlich in Plänen, ein germanisches Großreich vom Nordkap bis zu den Alpen zu schaffen. Nicht allein mit Gewalt sollte diese Vision gestaltet werden, sondern auch durch Sympathiewerbung.²⁷ So schickte Himmler seine Sendboten nach Dänemark, Norwegen und in die Niederlande. Auch zwei Volkskundler, die vormalig an der Kieler Universität tätig gewesen waren, wirkten bei diesem „Wissenschaftseinsatz“ mit: Otto Höfler als wissenschaftlicher Berater für Dänemark und SS-Hauptsturmführer Hans Schwalm als Dienststellenleiter für Norwegen.²⁸ Schwalm war überdies bereits zuvor Leiter der „Kulturkommission beim deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten für die Provinz Laibach“ in Slowenien gewesen und in dieser Funktion im Auftrag des „SS-Ahnenerbes“ verantwortlich für die „Sicherstellung und Überführung des geistigen und dinglichen Kulturgutes wie der Kunst- und Archivgüter“ der Gottschee-Deutschen in das neue Siedlungsgebiet in den nordöstlichen Provinzen Sloweniens.²⁹



Albert Vlamynck (1886-1947)
Quelle: Archiv

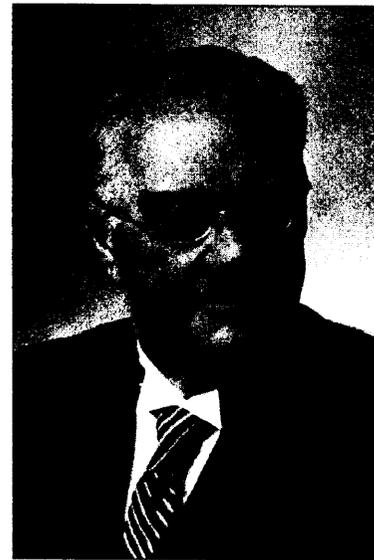
In fünf kulturpolitischen oder kulturwissenschaftlichen Organisationen, so läßt sich zusammenfassen, haben Volkskundler, die parallel dazu oder vorher der Kieler Universität verpflichtet waren, mitgewirkt: in den Gau- und Landschaftsgruppierungen des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ (später: „NS-Kulturgemeinde“) unter Rosenberg und

des „Reichsbundes für Volkstum und Heimat“ (später: „Amt Feierabend“ der DAF) unter Robert Ley, sodann in den volkskundlichen und in den Auslands-Abteilungen des „Amtes Rosenberg“ und des „SS-Ahnenerbes“ sowie im „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“. Hinzu kamen die Mitgliedschaften in den NS-Berufsgruppierungen („NS-Lehrerbund“, „NSD-Dozentenschaft“) und in den politischen Organisationen im engeren Sinne: NSDAP, SA und SS.

Die Aufmerksamkeit konzentriert sich im folgenden auf einzelne Personen, und zwar auf sechs Männer, die zwischen 1933 und 1945 an der Christian-Albrechts-Universität in unterschiedlichen Fachrichtungen volkskundlich-wissenschaftlich gearbeitet haben: Otto Mensing, Gustav Friedrich Meyer, Ernst Schlee, Otto Höfler, Kurt Ranke und Walther Steller. Im Anschluß daran werden über Eugen Wohlhaupter, Hans Schwalm, Ernst Bargheer, Gerhard Staak, Alfred Kamphausen und Carl Wesle kurze Angaben zu machen sein. An Quellen liegen zugrunde: Vorlesungsverzeichnisse, Schriften der genannten Volkskundler, Archivalien der Kieler Universität und des schleswig-holsteinischen Oberpräsidiums im Landesarchiv Schleswig (LAS), NS-Akten aus dem Berlin-Document-Center (BDC), Unterlagen aus dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) im Bundesarchiv Potsdam (BAP), Unterlagen über das „SS-Ahnenerbe“ im Bundesarchiv Koblenz (BAK). Außerdem wurden Gespräche und Korrespondenzen geführt mit Olaf Bockhorn (Wien), Brigitte Boenisch-Brednich (Marburg/Göttingen), Heidi Gansohr-Meinel (Bonn), Hannjost Lixfeld (Freiburg), Edith Marold (Kiel), Anka Oesterle (Tübingen), Ernst Schlee (Schleswig), Kai Detlev Sievers (Kiel), Hinrich Siuts (Münster) und Hans-Jörg Uther (Göttingen). Ihnen sei für ihre Auskünfte gedankt. Damit sind indes die möglichen Informationsquellen keinesfalls vollständig ausgeschöpft. Wegen der Kürze der Bearbeitungszeit unterblieben Nachforschungen zum Beispiel in Entnazifizierungs- und Spruchkammerakten sowie die systematische Durchsicht von Akten des „Amtes Rosenberg“ und des „SS-Ahnenerbes“ zum Beispiel im Bundesarchiv Koblenz und von Beständen des Reichserziehungsministeriums im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Es wird also nicht der Anspruch erhoben, die schleswig-holsteinische Volkskunde im Nationalsozialismus umfassend aufgearbeitet zu haben. Gedacht ist vielmehr an einen ersten Überblick und an eine Anregung für weitere Studien.

Otto Mensing (1868 - 1939)

Otto Mensing hatte sein Lebenswerk im wesentlichen vollendet, als die Nationalsozialisten im Januar 1933 zur Herrschaft kamen. Geboren wurde er am 28. Juli 1868 in Lütjenburg als Sohn eines Lehrers.³⁰ Nach dem Abitur (1886 in Kiel) nahm er das Studium der klassischen Philologie und Germanistik in München und Kiel auf, das er 1891 mit der Promotion über die „Syntax der Concessivsätze im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen mit besonderer Rücksicht auf Wolframs Parzival“ und 1893 mit dem Staatsexamen für das höhere Lehramt abschloß. Mensing trat sodann in den Schuldienst ein, und zwar zunächst in Haders-



Otto Mensing (1868-1939)

Quelle: Archiv

sein Hauptaugenmerk in den folgenden Jahren und Jahrzehnten auf die Erstellung und Veröffentlichung eines „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuches“. Darin sollten „*Sprachwissenschaft und Volkskunde... gleichermaßen Berücksichtigung*“ finden. Nicht nur die Geschichte der Wörter in Form, Bedeutung und syntaktischen Beziehungen, sondern auch Sitten und Gebräuche und ihre Traditionen, Haus- und Wohnformen, Trachten, Volkslied etc. wollte Mensing aufgenommen wissen.³¹ 1927 und 1929 erschienen die ersten beiden Bände dieses Werkes, 1931, 1933 und 1935 die drei weiteren. Im Verlauf dieser Arbeit verscrieb sich Mensing ganz der niederdeutschen Sprache und der Volkskunde. Nur die wichtigsten volkskundlichen Arbeiten seien hier genannt: 1921 Neuherausgabe von Karl Müllenhoffs „Sagen und Märchen aus Schleswig-Holstein“, 1923 „Volksprache und Volkskunde bei Theodor Storm“, 1927 „Die Bauernchronik des Hartich Sierke aus Wrohm (1615-1645)“, 1934 „Niederdeutsches Allerlei, Volkstümliche Vorträge“, 1937 „Zur Geschichte der volkstümlichen Verneinung“, 1938 „De holsteensche Rüggeleoper und andere Flugschriften zum Schwedeneinfall im Jahre 1644“.

Trotz seiner Verdienste um die Sprachwissenschaft, insbesondere um das Niederdeutsche, erlangte Mensing die „ordentlichen“ akademischen Weihen nicht: Die Errichtung eines Ordinariats für niederdeutsche Sprache und Literatur, die zwischen 1921 und 1928 wiederholt durch die Provinzialbehörden und auch durch das Kultusministerium in Aussicht genommen war, scheiterte an finanziellen Bedenken der preußischen Staatsregierung. Mensing blieb also Gymnasiallehrer, der als Privatdozent seit dem Sommersemester 1903 regelmäßiger Lehrver-

leben und Flensburg und schließlich 1898 an der Kieler Gelehrtenschule. Im selben Jahr veröffentlichte er die „Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt“, die an seine Dissertation angeschlossen. Vor allem wohl von seiner pädagogischen Praxis inspiriert, entstand bis 1903 eine umfassende Sprachlehre, die „Deutsche Grammatik“, der 1907 das „Mitteldeutsche Hilfsbuch“ und das „Hilfsbuch für den deutschen Unterricht auf höheren Schulen“ (in sechs Teilen, seit 1907) und 1916 die „Mittelhochdeutsche Grammatik“ folgten. Aufgrund seiner sprachkundlichen Arbeiten habilitierte sich Mensing 1903 in Kiel für „Deutsche Philologie“ und lehrte fortan als Privatdozent an der CAU.

Erst jetzt (seit Herbst 1902) wandte sich Mensing auch der Volkskunde zu. Angeregt durch seinen akademischen Lehrer Friedrich Kauffmann, richtete er

staltungen an der Kieler Universität abhielt, und zwar zunächst zwei Wochenstunden, wobei sein Themenkanon vor allem die „Grundzüge der deutschen Syntax“, die „Geschichte des niederdeutschen Dramas“, die gotische, althochdeutsche, mittelhochdeutsche, frühneuhochdeutsche und niederdeutsche Grammatik, Strickers Drama „De düdische Schlömer“ und „Reineke Vos“ umfaßte. Diese Sachgebiete bot er bis 1939 turnusmäßig an.³² 1917 erhielt Mensing den Titel des Universitätsprofessors und 1921 wurde er zum „nicht beamteten außerordentlichen Professor“ für „Germanische Philologie“ ernannt. Anfang der 1930er Jahre (vermutlich zum Wintersemester 1931/32) ließ er sich vom Schuldienst befreien, um sich vollauf der wissenschaftlichen Forschung und Lehre zu widmen. Reichliche Einkünfte aus Erbschaften und aus dem Verkauf seiner Grammatik- und Schulbücher ermöglichten ihm diesen Schritt.

Von nun an bis zu seinem Tode war Mensing mit drei Veranstaltungen pro Semester präsent, jeweils mit einer Vorlesung, einem Seminar und einer Übung. Weiterhin bestimmten die philologischen Themen sein Programm. Obwohl er seit Anfang des Jahrhunderts im Rahmen des Wörterbuchs mit volkscundlichen Fragen beschäftigt war, finden sich entsprechende Veranstaltungen nur wenig. Im Wintersemester 1927/28 bot er erstmals solche Stunden an, nämlich die Übung „Tiere und Pflanzen im Volksmund und Volksglauben“. Im Sommersemester 1929 folgten die „Fastnachtsbräuche und Fastnachtsspiele“. Seit dem Sommersemester 1933 hielt er regelmäßige „Volkscundliche Übungen“ ab, wobei er die genannten Schwerpunkte um zwei erweiterte, um „Die Monate im Volksmund, Volksglauben und Volksbrauch“ und die „Deutschen Festbräuche“. Das volkscundliche Interesse Mensings kam also in der Lehre nicht allzu stark zum Ausdruck. Es nahm aber seit 1902 in seiner Forschung und in seinen Veröffentlichungen einen breiten Raum ein.

Otto Mensings Arbeiten knüpfen an romantische Traditionen an. Schon die innige Verbindung von Germanistik und Volkscunde verweist auf diesen Ansatz, wie ihn die Brüder Grimm geprägt hatten und wie er seit Karl Müllenhoff an der Kieler Universität vorherrschend gewesen war. Friedrich Kauffmann berief sich ausdrücklich auf Müllenhoffs Vorstellungen und vermittelte diese an seine Studenten, darunter Otto Mensing.³³ Romantischer Ansatz, das hieß, auf einen kurzen Nenner gebracht, in der Germanistik des 19. Jahrhunderts vor allem zweierlei: 1. ganzheitliche und historische Herangehensweise, 2. organisch-germanophile Rekonstruktion der menschlichen Kommunikations- und Zusammenlebensformen.³⁴ Müllenhoff faßte seine Konzeption mit den Worten zusammen, es gehe darum, „die geschichte der nation und den gang ihrer entwicklung vollständig von ihrem anfang und ursprunge an“ zu überblicken. Dabei habe sich sein Fach zu konzentrieren auf „die geschichte der sprache, des volksglaubens und der dichtung, der sitte und des rechts, der cultur und verfassung der Germanen“.³⁵ Und genauso verfuhr Otto Mensing, der in das „Schleswig-Holsteinische Wörterbuch“ außer den sprachlich relevanten Informationen „alles“ aufnahm, was an „menschlicher Sitte“, „Gebräuchen“, „Bauart des ländlichen Hauses“, „Volks-trachten“, „Sagen und Liedern, an Aberglauben, Wetter- und Bauernregeln, Kinderspielen und Abzählreimen im Volk vorhanden oder aus früheren Tagen noch zu erreichen“ war.³⁶

„Deutsche Philologie“ beschränkte sich nicht etwa auf etymologische, grammatikalische oder literarische Probleme, sondern sie umfaßte das gesamte Spektrum der geistigen Volkskultur. Somit war es ein fachlich durchaus folgerichtiger Schritt, daß sich Mensing nach seinen syntaktischen Studien volkscundlichen Fragen zuwandte. Darüber hinaus setzte er in methodischer Hinsicht die textkritisch-historische Verfahrensweise der romantischen Schule fort. Dabei war er sich der Fehler seiner Vorgänger durchaus bewußt. Diese hatten sich nämlich, im Überschwang der Begeisterung für das Mittelalter und für das germanische Altertum, oftmals zu abgründigen Spekulationen über die Herkunft von Sitten und Gebräuchen hinreißen lassen und unverifizierbare Kontinuitätslinien entworfen. Mensing hingegen vertrat einen konsequent historischen Standpunkt, indem er Aussagen und Interpretationen nur insoweit für gerechtfertigt erachtete, als sie sich durch „Quellen“, durch „geschichtliche Überlieferungen“, hieb- und stichfest belegen ließen. Er hielt es für angebrachter, bei mangelnder Materialgrundlage auf Erklärungsversuche zu verzichten und offen „auf unser Nichtwissen“ hinzuweisen als die „Gründlichkeit“ zu vernachlässigen zugunsten phantastischer Hypothesen.³⁷ So beruhen alle seine Werke auf intensivem Quellenstudium. Beim Wörterbuch-Projekt stützte er sich noch dazu auf Umfragen. Zwar erreichte Mensing methodisch nicht den Standard, wie ihn später etwa Karl-S. Kramer für die Volkscunde reklamiert hat, aber auch seine Art des Historismus bewahrte ihn weitgehend vor übertriebenen bzw. bodenlosen Konstruktionen.

Dennoch erlaubte dieser empirisch-historische Ansatz, sich in nicht geringem Maße romantischen Schwärmereien hinzugeben. Auch bei Mensing hatte das Wort „Volkstum“ einen ganz besonderen Klang, in dem eine Art fromme Verehrung für das Überlieferte, Uralte, Echte, Schlichte, Natürliche mitschwang. Sitten und Gebräuche schienen ihm um so ehrwürdiger zu sein, je weiter sie sich in die Vergangenheit zurückverfolgen ließen. Raunend beschwor Mensing den „heimatlichen Boden“, aus dem oftmals „sehr altes Volksgut“ in Form von Sitten und Gebräuchen aufsteige. Fastnachtsbräuche würden uns auf dunklen Wegen zurückführen „bis in die heidnische Zeit unseres Volkes“. In den volkstümlichen Vorstellungen vom Teufel sah Mensing altgermanische Götter und Riesen repräsentiert.³⁸ Mit unverhohlener Hochachtung berichtete er über die vergangenen „großen Zeiten“ des niederdeutschen Germanenstammes, über dessen „kriegerischen Mut“, dessen „Heldengesang“ und „Treue“, die ein „echt deutscher Zug“ sei. Für „rein“ hielt er das Volksleben nur, solange es nicht durch zivilisatorische Einflüsse „getrübt“ sei. Die bürgerlich-kapitalistische Welt erfüllte ihn mit „Sorge“, da sie das „volkstümliche Gut in Sprache und Sitte“ nach und nach zum „Absterben“ bringe.³⁹

Mensings Faktentreue war außerdem nicht von der Art wie diejenige einiger Zeitgenossen aus Geschichtswissenschaft und Soziologie, wie zum Beispiel seines Kieler Kollegen Ferdinand Tönnies. Während hier nämlich Werturteile aus den Wissenschaften strikt herausgehalten werden sollten zugunsten unverstellter, nüchterner Analysen, bezog Mensing — und damit verharrte er im romantischen Bannkreis — explizite Wertpositionen nationaler und sozial-konservativer Natur. Seine Arbeit diene dem Ziel, „die Liebe zur angestammten Heimat“, „zum heimatlichen Boden und zur angestammten Sprache zu wecken und zu stärken“. Er

wollte die niederdeutsche „*Stammesart rein und stark*“ erhalten wissen, damit sie um so besser gefeit sei gegen die Herausforderungen des modernen Zeitalters.⁴⁰ Für die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland seit 1917 hatte Mensing kein Verständnis. Er appellierte stattdessen an das „Stammesgefühl“ und berauschte sich am „*kräftigen Erdgeruch der Heimat*“.⁴¹ Die Demokratisierung vergrößerte nach seiner Meinung nur die „*Unrast*“ der Menschen und bedeutete für ihn eine weitere Gefahr für die „*altehrwürdigen Gebräuche*“ und das „*echt niederdeutsche Gepräge*“ Schleswig-Holsteins, das bereits durch die Industrialisierung schwer getroffen worden sei. „*Bodenständigkeit*“, „*Stammesart*“, „*Liebe zur Heimat*“ und vor allem auch die plattdeutsche Sprache müßten als „*scharfe Waffe im Kampf*“ gegen diese Bedrohungen eingesetzt werden, insbesondere auch gegen das Dänentum, das im Norden des Landes das „*deutsche Volkstum*“ erschütterte.⁴²

Mensing teilte die kulturpessimistische Stimmung vieler zeitgenössischer Geisteswissenschaftler. So beklagte ja beispielsweise auch Ferdinand Tönnies die „*ungeheueren Häßlichkeiten und das graue Elend des heutigen, zumal großstädtischen Lebens*“ und den Verlust „*alles Heimatlichen, Trauten, Gemütlichen*“.⁴³ Während aber Tönnies die ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklungen für unumkehrbar hielt, sie daher akzeptierte und in ihnen nach Perspektiven für eine humane Ausgestaltung der Gesellschaft suchte, wandte sich Mensing nach romantischer Manier unreflektiert davon ab. Diese Reaktion darf indes nicht übereilt als direkter Schritt in den Nationalsozialismus disqualifiziert werden. Denn sie war getragen von durchaus diskussionswürdigen Beweggründen: von



Empfang zur „Nordischen Woche“ 1929 in der Universität Kiel
Quelle: Archiv

der Trauer um den Verlust jener vermeintlich „*stillen, versonnenen Welt*“ der Vorfahren und dem Bestreben, wenigstens die Erinnerung daran und die letzten lebendigen Reste zu bewahren.⁴⁴ Zu diesem Zweck setzte Mensing nicht nur seine akademischen Qualitäten, sondern sein ganzes philanthropisches Naturell, vor allem sein virtuos schauspielerisches Talent ein. 1921 gehörte er zu den Initiatoren der „*Kieler Niederdeutschen Bühne*“ und gefiel dort in den folgenden Jahren als Darsteller in volkstümlichen und anspruchsvolleren Rollen. Auch dieses Engagement bezeichnete er als „*bescheidenen*“ Versuch, das Plattdeutsche und den schleswig-holsteinischen Volkscharakter gegen die nivellierenden Tendenzen der Moderne zu behaupten.⁴⁵

Wissenschaftler wie Mensing zeigten kompromißlos auf die Wunden, die ein blindwütiger Fortschrittsoptimismus geschlagen hatte, eine Kritik, die sich auch in heutigen soziologischen Überlegungen zur „*Kolonisierung der Lebenswelt*“ (Habermas) oder in volkskundlichen Gedanken zur Zerstörung der „*Lokalvernunft*“ (Möser/Bausinger) wiederfinden läßt. Was Mensing jedoch von solchen Ansätzen unterscheidet und was ihn ins Zwielflicht rückt, ist, daß er bei aller berechtigten Kritik am Zivilisationsprozeß auch dessen aufklärerische und demokratische Implikationen verwarf. Seine Fragestellung war nicht, wie der Versuch Moderne gegen die Instrumentalisierung durch Herrschaftseliten und Technokratie zu retten und zu entwickeln sei. Mensing, aufgewachsen im kaiserlichen Deutschland und geprägt vom Autoritäts- und Ordnungsdenken dieser Zeit, war ganz offensichtlich durch Krieg und Krisen verunsichert und machte sich keinerlei Hoffnungen, daß die neuen republikanischen Regelungsformen Verhältnisse schaffen könnten, die qualitativ an die vermeintliche Sicherheit und Geborgenheit des „*alten Volkslebens*“ heranreichen würden. Eine solche Beruhigung erhoffte er sich jedoch von den Nationalsozialisten. Die „*große Volksgemeinschaft*“, schrieb er 1934, „*der wir heute zustreben*“, weise „*denselben Weg*“, den er Zeit seines Lebens angestrebt habe.⁴⁶

Wie viele Wissenschaftler seiner Generation, die ihre konservativen Leitideen durch den Liberalismus und den Sozialismus gefährdet sahen, setzte Mensing auf die „*nationale Regierung*“ Adolf Hitlers. Er gebärdete sich dabei, menschenfreundlich vom Gemüt her und im Urteil durch langjährige Erfahrungen besonnen, ganz gewiß nicht als Heißsporn oder rassistischer Hetzer, nicht einmal als eilfertiger Parteigänger. Der NSDAP ist er nicht beigetreten; er tat lediglich den Schritt in den „*NS.-Lehrerbund*“ (am 6. Juni 1934). Außerdem schloß er sich mit der „*Niederdeutschen Bühne*“ bis Juli 1933 Alfred Rosenbergs „*Kampfbund für deutsche Kultur*“ an.⁴⁷ Seine Schriften aus der Zeit vor und nach 1933 wirken, verglichen mit den Traktaten anderer schleswig-holsteinischer Volkskundler, eher gemäßigt, ja geradezu bedächtig. Mensing kann mit Helmuth Plessner jener deutschen Intelligenz des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zugerechnet werden, der die Ausbildung eines liberalistisch „*gesicherten Lebensstils*“ und einer „*humanistischen Staatsidee*“ mißlang, die sich rückwärtsgewandten Sozialutopien hingab und die sich schließlich die Einlösung dieser Vorstellungen durch den Nationalsozialismus versprach. Otto Mensing starb am 19. August 1939 in Kiel.



*Umzug von Militär und Studenten durch Kiel anlässlich der „Nordmark-Woche“
1934 durch die Kieler Innenstadt*

Quelle: Foto Urbahns

Gustav Friedrich Meyer (1878 - 1945)

Gustav Friedrich Meyer stand ebenfalls in der Tradition der romantisch-germanischen Schulen, was bei ihm aber eine entschiedener Wende zum Nationalsozialismus zur Folge hatte, als sie bei Mensing zu konstatieren ist. Am 28. Februar 1878 wurde Meyer in Pönitz/Ostholstein als Sohn eines Bauern geboren.⁴⁸ Nach dem Volksschulabschluss in Gronenberg schlug er die pädagogische Laufbahn ein, besuchte die Präparandenanstalt in Eckernförde und von 1896 bis 1899 das dortige Lehrerseminar. Anschließend war Meyer als Volksschullehrer in Mölln und Kiel tätig. 1900 bestand er die Prüfung zum Mittelschullehrer und arbeitete fortan an der Knaben-Mittelschule in Kiel-Gaarden, die seit 1949 seinen Namen trägt. Im August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger in das Regiment Nr. 84 ein, stand von da an als „Frontkämpfer in vorderster Linie“ und erreichte den Dienstgrad eines „Vizefeldwebels“. 1917 geriet er in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst 1920 entlassen wurde. Meyer setzte sodann seine Tätigkeit an der Knaben-Mittelschule in Gaarden fort und übernahm in demselben Jahr die Schriftleitung der Zeitschrift „Die Heimat“, die er bis 1943 innehatte. Für volkskundliche Studienzwecke wurde er zwischen 1926 und 1930 vom Schuldienst befreit. Der preußische Kultusminister ernannte ihn 1936 zum „Beauftragten Dozenten für volkskundliche Heimatforschung Schleswig-Holsteins“ an der CAU. Vor allem die Fürsprache Mensings hat vermutlich den Ausschlag dafür gegeben. Hinzu kam, daß Meyer die Unterstützung der „NS-Kulturgemeinde“ genoß. Seit dem Sommersemester 1937 bis zum Wintersemester 1944/45 hielt Meyer an der Kieler Universität volkskundliche Exkursionen und Übungen ab, hauptsächlich zu den Themen Märchen und Sagen, Sitte und Brauch.⁴⁹

Meyer besaß also keine reguläre akademische Ausbildung, sondern wurde in den Kreis der Kieler Germanisten aufgenommen aufgrund von Qualifikationen, die er autodidaktisch erworben und durch zahlreiche Publikationen vorgeführt hatte. Sein volkskundliches Interesse erwachte frühzeitig. Aufgewachsen in der Atmosphäre eines selbstbewußten bäuerlichen Volkslebens und in plattdeutscher Sprache erzogen, brachte ihn insbesondere sein Onkel, Thomas Meyer, mit volksümlichen Überlieferungen in Kontakt. Schon in jungen Jahren begann er, derartige Geschichten aufzuschreiben und zu sammeln, und dieses Interesse ließ ihn bis zu seinem Lebensende nicht mehr los. 1898 erschien seine erste Veröffentlichung in der Zeitschrift „Die Heimat“ unter dem Titel „Was sich das Volk erzählt“. Meyer orientierte sich zunächst am Vorbild Karl Müllenhoffs. Von Wilhelm Wisser (1843-1935), der seit 1898 ebenfalls Märchen und Sagen in Ostholstein notierte, und Richard Wossidlo (1859-1939), der in Mecklenburg in gleicher Mission wirkte, sowie von dem dänischen Forscher Ewald Christensen erhielt Meyer wichtige Anregungen. Diese Grundlagen konnte er vertiefen und vor allem in methodischer Hinsicht präzisieren mit Hilfe Otto Mensings, dessen Lehrveranstaltungen an der CAU er seit 1903 als Gasthörer besuchte und der ihn zur Mitarbeit am „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch“ heranzog.

Meyer veröffentlichte meistens kleinere Beiträge, überwiegend in den Zeitschriften „Die Heimat“, „Schleswig-Holsteinische Schulzeitung“, „Jugendchrif-



Gustav Friedrich Meyer (1878-1945)
Quelle: Archiv

zum Brauchtum, zur plattdeutschen Mundart und um einige wissenschaftsgeschichtliche und methodische Beiträge.

Meyer nahm durch seinen unermüdlichen Sammelfleiß, seine scharfe Beobachtungsgabe und seine rege Veröffentlichungstätigkeit eine herausragende Stellung unter den nicht-akademischen schleswig-holsteinischen Heimat- und Volkskundlern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein. Bis heute genießt er den Ruf, zu den bedeutendsten Vertretern seines Faches zu gehören.⁵¹ Und in der Tat bleibt es sein Verdienst, die einst so lebendige Erzählkultur in über 30.000 Aufzeichnungen, Exzerpten und Publikationen dokumentiert und vor dem endgültigen Vergessen bewahrt zu haben. Denn was schon zu seiner Zeit stark im Absterben begriffen war, ist heute nahezu restlos der massenmedialen Kulturindustrie, ihrer Eindimensionalität und Beliebigkeit zum Opfer gefallen. Meyer war einer der letzten und daher engagierten Zeugen und Chronisten eines Volkslebens mit reichen traditionellen Resten, deren Untergang er abzuwenden versuchte. Er schrieb mithin, wie auch Mensing, aus einer defensiven Perspektive, die dann mehr und mehr in eine offensive Volkstumsideologie umschlug.

Zunächst hatte Meyers Absicht des offensiven Bewahrens methodische Konsequenzen. Aus Respekt vor den vermeintlich uralten Überlieferungen galt es, diese möglichst genau sowie sach- und milieutreu aufzuzeichnen, um gewissermaßen ihre Aura nicht zu verletzen. Meyer wollte keine phantastischen, unterhaltsamen, effektvollen Stories erzählen, sondern das originär Volkstümliche notieren. Dazu hielt er für nötig: die systematische, planmäßige, „direkte“ Sammeltätigkeit vor

ten-Warte“, „Die Volksschule“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“. Ihre Anzahl ist beträchtlich, so daß hier nur einige wichtige und umfangreichere volkskundliche Schriften zwischen 1933 und 1945 genannt werden können.⁵⁰ Monographien: 1934 „Nordische Frauen“ (Sagen), 1934 „Mittelschleswigsche Volksmärchen“, 1935 „Nordische Bauern und Herren“ (Sagen), 1941 „Brauchtum der Jungmannschaften in Schleswig-Holstein“. Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden: 1933 „Vom erzieherischen Wert der Volksmärchen“, 1936 „Sage und Erlebnis“, 1937 „Der Schleswig-Holsteiner“ („Volkscharakter“), 1939 „Jungmännerbünde auf Föhr“, 1940 „Geburt und Taufe im Volksglauben Schleswig-Holsteins“. Meyer konzentrierte sich, wie es die Germanistik vorgab, auf die geistige Volkskultur, vor allem auf Märchen, Sagen, Volkslieder, ergänzt um Studien

Ort durch Befragung von Gewährsleuten; die sorgfältige, „unverfälschte“ Aufzeichnung ohne Zutaten und Abstriche; die Dokumentation der Variantenvielfalt und der Lebensbedingungen des Erzählers und der Begleitumstände des Erzählens.⁵² Meyers methodische Postulate muten durchaus modern an. Jedoch ist zu beachten, daß sie ganz offensichtlich nicht resultierten aus einer kühl-distanzierten wissenschaftlichen Ratio, sondern gerade im Gegenteil, aus der heißen Liebe zum Forschungsgegenstand, dem Meyer dadurch gerecht zu werden hoffte, daß er ihn aus sich selbst sprechen ließ bzw. durch das angeblich neutrale Medium des volkskundlichen Berichterstatters.

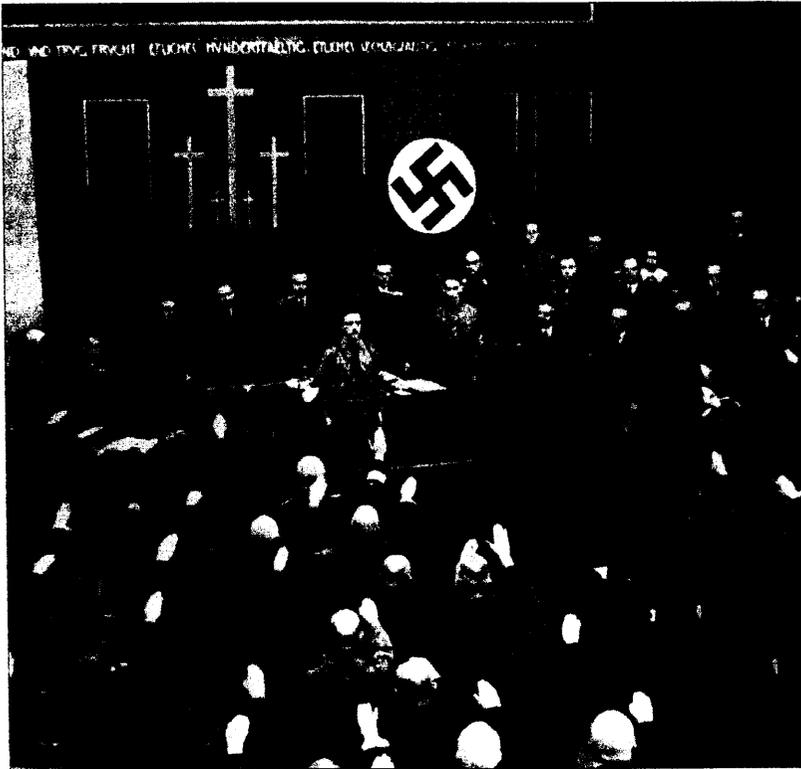
Es findet sich bei Meyer die interessante, aber am Ende paradoxe dialektische Denkfigur, durch tiefsten Wertbezug zur höchsten Objektivität zu gelangen. Sie lief in der Praxis auf die aktive Formung und Gestaltung des Erzählstoffes hinaus. Meyers Darstellungen glitten, wie Friedrich Ranke schon 1933 monierte, immer wieder ab in sprachliche und inhaltliche Schönfärbereien, so daß am Ende weniger die „einwandfrei volksechten Märchentexte“ standen, als vielmehr oftmals romantisierende und nach dem eigenen Werthorizont gestylte Derivate.⁵³ In naiver Überzeugung von der Legitimität, ja Notwendigkeit seines Vorgehens bekannte sich Meyer zu seinen modellierenden Eingriffen. Um das Material in makelloser „Reinheit“ vorführen zu können, habe er einerseits stilistische Korrekturen vorgenommen, etwa die „derben und kräftigen“ Züge herausgefiltert, und andererseits die Fassungen inhaltlich überarbeitet und überhaupt nur solche Stücke aufgenommen, die „zur Herausarbeitung des Wesentlichen und wohl Eigenartigen in unserer Überlieferung notwendig waren“. Außerdem verleihe die nationale Weltanschauung seiner Arbeit einen „ganz bestimmten Blickwinkel und klar umrissenen Standpunkt“.⁵⁴ Selbstbewußt glaubte Meyer, aufgrund seiner eigenen Gefühls-, Anschauungs- und Gedankenwelt das reine Fluidum des geistigen Volkslebens aufnehmen und rekonstruieren zu können. Dabei geriet ihm sein ohnehin absurder Objektivitätsbegriff vollends zur Farce. Seine Volkskunde entpuppte sich als eine völkische „Wesensschau“, als Freibrief auf eine von formalen erkenntnistheoretischen Erwägungen freie und daher unreflektiert-wertbehaftete Auswahl, Bearbeitung und Darstellung des Materials. Bei aller Anerkennung für die Bestandsaufnahme von Sagen, Märchen und Volksliedern in Schleswig-Holstein müssen Meyers Editionen heute schon aus methodischen Gründen mit großer Kritik gelesen werden.⁵⁵

Diese methodischen Ungereimtheiten begünstigten Deutungen und Interpretationen, die allerdings, wie Katja Rhoda Schulz überzeugend nachgewiesen hat⁵⁶, über eine romantisierende und sozial-konservative Volkskunde weit hinausgingen. Anders als Mensing hielt Meyer nicht an der relativ sachlichen, wenigstens aber gemäßigt-germanophilen Sichtweise auf das Volkstümliche fest, mit der er begonnen hatte. Krieg, Gefangenschaft, Revolution, Wirtschaftskrisen und der Kampf um Deutschlands Nordgrenze bewirkten, daß er sich auf die Seite eines rigorosen Nationalismus und schließlich auf diejenige des Nationalsozialismus schlug. Die Volkskunde war ihm nun die „Grundkunde des Volkes“ schlechthin und als „kämpfende Wissenschaft“ den „hohen Zielen des Führers“ verpflichtet. Sie habe die „völkische Eigenart der Deutschen“ und ihrer stammlichen Gliede-

rungen festzustellen, eine „Wesensschau des deutschen Volkes“ zu betreiben. Dieses „Wesen“ faßte Meyer als etwas Geistiges auf, als eine „arteigene Weltanschauung“, als eine „bestimmte mutterschichtliche, allgemein verbindliche völkische Geistigkeit“, die aus dem „ererbten Blut und dem angestammten Boden“ hervorgehe.⁵⁷ Meyer erklärte das „Blut“, die „Rasse“ zur „schlechthin alles bedingenden... Grundkraft“, die einen „unmittelbaren, unbewußten und darum echten Niederschlag“ im Denken und Habitus des „Volkes“ finde. Der „Boden“, der „Raum“ Sorge dann für die spezifische Ausformung dieser Grundkonstante, das heißt, für die Differenzierung der „Germanen“ in verschiedene „Stämme“ und soziale „Schichten“.⁵⁸

Meyer erhob, wie zahlreiche Volkskundler seiner Generation, darunter zum Beispiel Eugen Fehrle und der unten vorzustellende Walther Steller, die rassistischen Kategorien des „Blutes“ und des „Bodens“ zu obersten Leitideen des Faches.⁵⁹ Hinzu kam der Begriff der „germanischen Kontinuität“, den er, worüber zu berichten sein wird, bei Otto Höfler entlehnte. Meyer ging wie selbstverständlich davon aus, daß sich ein seelischer Grundkontext (die „Eigenschaften der Germanen“) seit „der Vorzeit bis heute“ erhalten habe. Wandel kommt danach nur den äußeren Formen des Volkslebens zu, nicht den inneren geistigen Bedingungen. Besonders in Schleswig-Holstein habe sich, trotz Durchzugs und Zuwanderung zahlreicher „Völker“ und „Volksstämme“, das „Blutserbe im Denken und Tun“ erhalten und vor allem in Volkserzählungen, im Brauchtum und in der Religiosität ausgeprägt. Seine größte Klarheit besitze die „alte nordisch-deutsche körperlich-geistige Erbanlage“ im Bauerntum, eine „Reinheit“, die aus „dem engen Verwachsensein des Bauern mit dem Heimatboden unmittelbar und natürlich“ resultiere.⁶⁰ Es stand für Meyer außer Frage, daß die „Erhaltung eines gesunden Volkskörpers“ abhängig sei von dem lebendigen Kontakt mit der Vorzeit und dem „Bewußtsein gemeinsamer, stammesartlicher Herkunft“. Märchen und Sagen, Brauchtum und Mundart erachtete er als Bindekräfte der „Völkergemeinschaft“ und als den vermeintlich zersetzenden Tendenzen des großstädtischen und industriellen Lebens entgegengesetzt.⁶¹

Meyers Überlegungen auch zu den einzelnen Forschungsschwerpunkten sind durchsetzt mit nationalsozialistischen Deutungsmustern. Märchen waren ihm ein völkisch-rassistischer Ausdruck, und zwar „Ausdruck des Charakters und der seelischen Substanz“ des „germanischen Menschen“, einer geistigen Matrix, die er sich vor allem als „heroisch“, „voller Tatkraft und Entschlossenheit“ vorstellte. Die Märchenmotive seien älter als „Mythos und Heldensage“, reichten bis in die Urzeiten des „Germanentums“ zurück und würden dessen „höchste Vollkommenheit“ widerspiegeln. Es finde sich in ihnen die „Idealgestalt“ einer „Völkergemeinschaft“, die durchaus heute noch als „Fundament aller ethischen Wertschätzung“ dienen könne.⁶² Ebenso würden die Sagen „Eigenschaften und Charakterforderungen“ veranschaulichen, „die für die national-politische Erziehung unserer Tage gefordert werden“. Sie seien geeignet, das „Volk nach seinem inneren Denken“, den „Stammesgeist“ sowie seine spontane Schöpferkraft, die sich hier um äußere (historische) Geschehnisse ranke, kennenzulernen. Die Sagen betrachtete Meyer als eine wertvolle Quelle für das „Verständnis der ‚Seele‘ unseres Vol-



Langemarck-Feier zum Gedenken an die deutschen gefallenen Studenten des Ersten Weltkrieges in der Aula der Universität Kiel im Jahre 1935. Die anwesenden Professoren und Studenten haben sich zum „Heil-Hitler-Gruß“ erhoben. (Im belgischen Ort Langemarck erstürmten am 11.11.1914 kriegsfreiwillige Studenten eine Festung.)

Quelle: Archiv W. Niebergall

kes“ und ihrer praktischen Gesinnung.⁶³ Die plattdeutsche Mundart hielt er für eine „uralte Stammessprache“, für den rassisch bedingten „sprachlichen Ausdruck der Volksseele“. Daher mache sie den „Eindruck des Gesunden und Natürlichen“.⁶⁴ Im Brauchtum vermutete Meyer den direktesten Gebrauchswert für den Nationalsozialismus, der es als Gelegenheit nutzen könne (etwa anlässlich von SA-Ringreiterfesten), sich im Einklang mit den Traditionen zu präsentieren. In Sitten und Gebräuchen sah er „altüberkommene Reste“ germanischen Lebens, vor allem „bündische Kulte“ und mythische Vorstellungen. Bräuche würden „sinnbildlich“ die „von Rasse und Blut, von Väterart bedingten Eigenschaften“ der „Germanen“ repräsentieren: „Fleiß, Regelmäßigkeit, Ordnung, Ehrgefühl, gesunde Rechtsauffassung, kameradschaftliche Verantwortungsfreudigkeit“.⁶⁵

Aufgrund seiner völkischen und streng nationalistischen Volkskunde ist es durchaus gerechtfertigt, Meyer als ideologischen Wegbereiter, wenigstens aber als leidenschaftlichen Fürsprecher des Nationalsozialismus zu identifizieren. Fasziniert hat er diese Bewegung begrüßt und ihre „Machtergreifung“ 1933 als „lang ersehnt“ gefeiert: „jetzt ist für uns die Theorie mit einem Schlage Wirklichkeit geworden“, schrieb er. „Was wir wünschten, durften wir erleben: ein mächtiges Emporquellen deutschen Volksbewußtseins, ein Besinnen auf eigenes Wesen“. Hitlers Verdienst sei es, „unser Reich bewußt und fest im Volkstumsgedanken verankert“ zu haben.⁶⁶ Mehrfach zitierte Meyer zum Teil längere Passagen aus Hitlers Reden und Schriften („Mein Kampf“), um zu zeigen, daß der „Führer“ die „ewigen Fundamente“ des Volkslebens bewahren werde.⁶⁷ Aber trotz solcher stürmischen Bekenntnisse zum Nationalsozialismus wurde er nicht Mitglied der NSDAP. Diese Abstinenz beruhte jedoch keinesfalls auf weltanschaulichen Vorbehalten, vielmehr steht zu vermuten, daß er eine im Beamtentum verbreitete Abneigung gegen offene Parteipolitik im allgemeinen teilte und seine Aufgaben auf kulturpolitischem Feld sah. Möglicherweise glaubte er, ohne Parteibuch der Sache um so besser dienen zu können, weil er auf diese Weise seinen volkskundlichen Gewährsleuten weiterhin als vermeintlich neutraler Beobachter begegnen konnte.

Auch von seiten der NSDAP wurde Meyers Zurückhaltung in diesem Punkt nicht als Manko angesehen, hatte er sich doch beizeiten und bei zahlreichen Gelegenheiten in Wort und Schrift als Sympathisant und Fürsprecher zu erkennen gegeben. Zudem wirkte er in mehreren NS-Berufsgruppierungen mit. Er gehörte seit Ende 1933 dem „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“ an (Austritt zum 11.01.1935), seit dem 1. April 1934 dem „Reichsverband der Deutschen Presse“ und seit dem 20. September 1934 dem „NS-Lehrerbund“. Außerdem wurde er vermutlich im Jahre 1938 in die „Reichsschrifttumskammer“ aufgenommen.⁶⁸ Meyers Haltung war also eindeutig, und die schleswig-holsteinische Gauleitung der NSDAP schätzte ihn als einen „opferfreudigen und ordentlichen Volksgenossen“, über den „in keiner Hinsicht“ Zweifel bestünden.⁶⁹ So behielt er nach der Machtübergabe an Hitler das Amt des Schriftleiters der „Heimat“ und führte dieses weiter bis zur kriegsbedingten Einstellung der Zeitschrift im Jahre 1943. Außerdem war er vollständig integriert in die Kulturpolitik der Nationalsozialisten, die, wie an anderer Stelle berichtet wurde⁷⁰, in der „Nordmark“ bis 1937 vor allem durch die Vereinigungen im Machtbereich Alfred Rosenbergs auf- und ausgebaut wurde. Der Erfüllungsgehilfe Rosenbergs in Schleswig-Holstein war der „Gaukulturwart“ der NSDAP und Kieler Buchhändler Friedrich Knolle, welcher Gustav Friedrich Meyer zu seinem engsten Vertrauten in volkskundlichen Fragen machte.

Meyer und Knolle arbeiteten seit 1933 intensiv zusammen.⁷¹ Dabei schreckten sie sogar vor Denunziationen nicht zurück, um unliebsame Konkurrenten loszuwerden. Das eklatanteste Beispiel ist die Ausschaltung des jüdischen Volkskundlers Fritz Braun von der Mitarbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde“ 1934, worüber Heidi Gansohr-Meinell berichtet hat.⁷² Als dieses Projekt zur kartographischen Aufnahme des Volkslebens 1927/28 ins Leben gerufen wurde, suchten seine Initiatoren auch nach Mitarbeitern in Schleswig-Holstein. Mensing und Meyer

jedoch, die am ehesten in Frage kamen, verweigerten sich aus methodischen Gründen; denn die Daten sollten vor allem mit Hilfe von Fragebögen (quantitativ) und auf dem anonymen Postweg erhoben werden, während die beiden Kieler Volkskundler einzig das „direkte“, qualitative Interview gelten ließen, das allein authentische Ergebnisse zutage fördern könne. So übernahmen der Direktor des Altonaer Museums, Professor Otto Lehmann, und der Hamburger Professor für Altertums- und Volkskunde, Otto Lauffer (1874-1949), die Leitung der Angelegenheit im Norden und fanden in dem Studienassessor Dr. Fritz Braun einen bereitwilligen und fleißigen Bearbeiter für Schleswig-Holstein.

Nach 1933 geriet das Atlasprojekt in die Schußlinien konkurrierender NS-Kulturorganisationen. Vor allem Alfred Rosenberg suchte seinen Einfluß gegen die Deutsche Arbeitsfront (DAF), die Reichskulturkammer (RKK) und die SS zu stärken, was ihm zunächst durch die quasi Übernahme der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), unter dessen Dach der Atlas firmierte, gelang. Daraufhin galt es, auch auf unterer Ebene treu ergebene Rosenbergianer durchzusetzen. In Schleswig-Holstein ergriffen die herausragenden Adepten dieser Richtung die Initiative. Meyer klagte Braun am 23. April 1934 mit fadenscheinigen Argumenten der Inkompetenz an und brachte sich als möglichen Nachfolger ins Gespräch. Braun sei kein Schleswig-Holsteiner und „mit den volkswissenschaftlichen Äußerungen unseres Landes nicht genügend bekannt“. Er habe daher zum Beispiel den „ungermanischen“ Charakter der „Sage vom Drachen als Hausgeist“ nicht erkannt. Knolle fragte den Oberpräsidenten Lohse am 28. Juni 1934, ob von „dortseits nicht eine Änderung vorgenommen werden kann“. Zwar verteidigte Lehmann seinen Schützling, weil dieser aber ein sogenannter „evangelisch getaufter Jude“ war und auf Beschluß des Reichserziehungsministeriums vom 22. Juni 1934 aus dem Schuldienst entlassen wurde, setzten sich die schleswig-holsteinischen Rosenbergianer auf der ganzen Linie durch. Sogar Lehmann legte sein Amt nieder, und Meyer übernahm im Sommer 1935 sowohl dessen als auch Brauns Funktionen, wobei die offizielle Leitung der „NS-Kulturgemeinde“ zufiel.⁷³ Der Atlas befand sich nunmehr auch in Schleswig-Holstein ganz in Rosenbergs Hand. Im Mai 1937 jedoch gewann Himmler die Oberhand über die DFG und damit auch über den Atlas. In Schleswig-Holstein hatte dieser Wechsel keine personellen Konsequenzen. Meyer avancierte zum Mitarbeiter des „SS-Ahnenerbes“, Abteilung „Atlas der deutschen Volkskunde“, unter Heinrich Harmjanz.⁷⁴

Meyer hegte, trotz seiner dezidierten Zuneigung zu Rosenberg, keine Berührungsvorbehalte gegenüber SS-Vertretern. So betätigte er sich innerhalb des „Ahnenerbes“ außerdem in der Abteilung „Sagen- und Märchenforschung“ unter Joseph Otto Plassmann, für dessen „Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“ er die Beiträge aus Schleswig-Holstein lieferte.⁷⁵ Auf der Reichs-Jahrestagung des „Ahnenerbes“, die 1939 in Kiel stattfand, hielt Meyer den Vortrag über „Brauchtumsgruppen in Schleswig-Holstein“.⁷⁶ Aber sein kulturpolitisches Hauptengagement entfaltete Meyer unter der Ägide seines Förderers und Rosenbergmannes Knolle. Als dieser 1934 die Abteilung für schleswig-holsteinische „Heimatsforschung“ innerhalb des „Reichsbundes für Volkstum und Heimat“ (RVH), der ei-

gentlich eine reichsweite Konkurrenz zu den Rosenbergianern war, in Schleswig-Holstein aber unter die Kontrolle Knolles kam, ins Leben rief, ernannte er Meyer zum Leiter des Sachgebietes „Volkskunde“.⁷⁷ Nach der Auflösung des RVH überführte Knolle die Heimatforscher in die im Juni 1934 gegründete „NS-Kulturgemeinde“. Hier setzte Meyer als „Fachreferent für Volkskunde“ seine Arbeit fort.

Als Hitler den jahrelangen Streit zwischen Ley und Rosenberg schließlich zugunsten der DAF entschied und die „NS-Kulturgemeinde“ 1937 auch in Schleswig-Holstein aufhörte zu existieren, reagierten die Rosenbergianer im Lande verärgert. Eine ernste Zusammenarbeit mit der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ (NSG-KdF) der DAF kam für sie nicht in Frage, da dort, wie sich Schlee 1984 erinnerte, alle Tätigkeit dem Leitgedanken „Freut euch des Lebens“ gehorcht habe und eine deutliche Verwässerung des wissenschaftlichen „Niveaus“ zu befürchten gewesen sei.⁷⁸ Vor diesem Hintergrund funktionierte Knolle die Zeitschrift „Die Heimat“ spornstreichs in ein Organ seiner „Gaukulturhauptstelle“ um, stellte sie also unter den Schutz des Gauleiters und verhinderte ihre Eingliederung in die NSG-KdF. Schriftleiter Meyer konnte damit weiterhin im Sinne Rosenbergs agieren.⁷⁹ Auch für die „Fachgruppe Heimatsforschung“ fand sich ein neuer Träger. Im Januar 1938 entstand in einer sozusagen konzertierten Aktion von Provinzialverwaltung, Gauleitung und Universität das „Institut für Volks- und Landesforschung“ (IVL). Es war keine universitäre Einrichtung, wie aus dem Namen möglicherweise geschlossen werden könnte, sondern eine wissenschaftlich und kulturpolitisch orientierte Einrichtung unter der Schirmherrschaft des Gauleiters und im Dunstkreis des „Amtes Rosenberg“. Die Abteilung „Volkskunde und Volkskunst“ leitete Gustav Friedrich Meyer.⁸⁰

Meyer war, so läßt sich resümieren, eine Schlüsselfigur der nationalsozialistischen Volkskunde in Schleswig-Holstein. Er betätigte sich vor allem in den vom Gauleiter der NSDAP und von dem Rosenbergianer Knolle dominierten kulturpolitischen Landes-Organisationen: dem „Kampfbund für Deutsche Kultur“, dem „Reichsbund für Volkstum und Heimat“ (auf Reichsebene anti-rosenbergianisch!), der „NS-Kulturgemeinde“ und später im „Institut für Volks- und Landesforschung“. Aber auch dem „SS-Ahnenerbe“ arbeitete er seit 1937 zu, nämlich den Abteilungen „Atlas für deutsche Volkskunde“ und „Sagen- und Märchenforschung“. Darüber hinaus wirkte er für das „Amt Feierabend“ der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“, das einen „Gauvortragsdienst“ unterhielt, als dessen volkswissenschaftlicher Referent Meyer auftrat.⁸¹ Unbeschadet seiner Verdienste um die Dokumentation schleswig-holsteinischer Märchen, Sagen, Volkslieder etc., muß Meyer aufgrund seiner fachlichen Interpretationen und aufgrund seiner organisatorischen Aktivitäten als Protagonist der nationalsozialistischen Volkskunde und Volkskulturarbeit im Lande eingeschätzt werden. Er starb am 29. Juli 1945 in Neustadt/Holstein.

Ernst Schlee (1910-1994)

Ernst Schlee war der „Benjamin“ unter den schleswig-holsteinischen Heimat- und Volkskundlern zwischen 1933 und 1945, aber trotz seiner Jugend waren seine politischen Äußerungen weniger erhitzt als diejenigen des um fast zwei Generationen älteren Meyer.⁸² Schlee wurde am 5. Januar 1910 als Sohn eines Pastors in Heide/Dithmarschen geboren, absolvierte dort die Oberrealschule und nahm 1928 das Studium der Kunstgeschichte, Volkskunde, Philologie und Germanistik in Marburg auf. Nach Aufhalten in Wien und Berlin kehrte er 1931 nach Schleswig-Holstein zurück und wurde 1934 in Kiel bei dem Kunsthistoriker Arthur Haseloff (1872-1955) promoviert. Seine Dissertation erschien 1937 unter dem Titel „Die Ikonographie der Paradiesflüsse“. Unterhalten durch ein Stipendium der Universitäts-Gesellschaft, arbeitete Schlee nach seiner Promotion halbtags am Kunsthistorischen Seminar an einer Studie über die „schleswig-holsteinische Kunstgeschichte“. Erste Ergebnisse veröffentlichte er 1939 in der von Edwin Redslob herausgegebenen Reihe „Deutsche Volkskunst“.⁸³ Gefördert durch das preußische Kultusministerium nahm er im Herbst 1934 für ein Vierteljahr an einem ethnologischen Kursus des „Baltischen Instituts“ am Nordischen Museum in Stockholm teil. Der schwedische Staat hatte sich ausbedungen, der deutsche Vertreter müsse sich jeder politischen Äußerung enthalten. In Stockholm lernte Schlee die herausragenden schwedischen Volkskundler Sigurd Erixon (1888-1968) und Sigfrid Svensson (1901-1984) kennen. Gleichzeitig oder nur wenig später trat Schlee in den Dienst der Gauabteilung der „NS-Kulturgemeinde“, die ihm für den Aufbau eines „Kunstringes“ und vor allem für die Organisation von Ausstellungen schleswig-holsteinischer Künstler bis 1936/37 ein monatliches Entgelt (anfangs 75,- RM) zahlte.

Im Juli 1936 wurde er zum Lehrbeauftragten für „Deutsche Volkskunst mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zum skandinavischen Norden“ an der CAU ernannt. Schlee hielt seit dem Sommersemester 1937 bis einschließlich Wintersemester 1938/39 am kunsthistorischen Seminar volkskundliche Vorlesungen und Übungen ab, und zwar zu den Themen: „Das deutsche Bauernhaus“, „Deutsche Volkskunst in ausgewählten Kapiteln“, „Volkskundliche Übungen“ (zusammen mit G. F. Meyer), „Die Volkskunst der skandinavischen Länder“, „Volkskundliche Betrachtung der Volkskunst, mit Besuchen des Landes- (Thaulow-) Museums“.⁸⁴ Mit der Auflösung der „NS-Kulturgemeinde“ verlor Schlee seinen wichtigsten beruflichen Bezugspunkt. Er lebte fortan (seit Anfang 1937) von „Beihilfen“ der Universität, die mit einem Habilitationsprojekt über die „Entwicklung des Bauernhauses in Schleswig-Holstein“ verbunden waren.⁸⁵ Erst zum 1. Oktober 1939 erlangte er eine feste Anstellung als wissenschaftlicher Assistent am Thaulow-Museum in Kiel. Die Einberufung zum Wehrdienst verhinderte indes sowohl eine alsbaldige Entfaltung seiner Kräfte im Museumsbereich als auch die Vollendung der Habilitationsschrift.

Vom Frühjahr 1940 bis zum Ende des Krieges diente Schlee als Marineartillerist und später als Batteriechef im Range eines Oberleutnants in Norwegen in der Nähe von Bergen. 1948 kehrte er aus norwegischer und französischer Kriegsge-



Ernst Schlee (1910-1994)

Quelle: Archiv

sich in zahlreichen Veröffentlichungen auch volkskundlichen Fragen zu.⁸⁶ Hier seien nur die herausragenden dieser Schriften bis 1945 genannt: 1933 „Perdekoppen“ (Sage), 1935 „Kunstgeschichtliche Heimatforschung“, 1936 „Der Gebrauch der Brautkronen in Schleswig-Holstein“, 1936 „Anschauliche Heimatkunde“, 1938 „Wie man in Rendsburg im 16. und 17. Jahrhundert Häuser baute“, 1938 „Forschungs- und Literaturbericht für das Gebiet der volkskundlichen Sachgüter“, 1938 „Schleswig-Holstein“ (Volkskunst), 1939 „Die geschichtliche Entwicklung des Bauernhauses in Schleswig-Holstein“, 1942 „Türwächterbilder in Schleswig-Holstein“. Schlee veröffentlichte vor allem in den Zeitschriften „Die Heimat“ und „Nordelbingen“. Sein volkskundliches Hauptaugenmerk richtete sich auf dasjenige Sachgebiet, das die Kunstgeschichte im Lande bis dahin überwiegend ignoriert hatte: die „Volkskunst“. Eine Kunstgeschichte „wünschen wir uns“, schrieb er 1935, „die den ganzen Bereich überblickt von der Spitzenleistung des Einzelnen, der in sich die Art seines Volkes verkörpert, bis zum Namenlosen, der aus den Kräften der Gemeinschaft heraus seinen kleinen Lebensraum mit eigener Hand verschönt“.⁸⁷ Ihm war es zuerst um die Aufwertung und Anerkennung der traditionellen, „einfachen, ländlichen“ Kunst „in Haus, Stube, Möbel, Gerät, Tracht, Schmuck und Bild“ zu tun und dann um die Entdeckung volkstümlicher Elemente in der „großen Kunst“. Und letzteres bedeutete viererlei: erstens, den Künstler nicht losgelöst von seinem sozialen, „volkhaften“ Umfeld zu betrachten („gemeinsames Erleben der gemeinsamen Heimat“), zweitens, dessen Schaffen „im lebendigen Zusammenhang des Ganzen der Kultur“ zu verstehen, drittens, dem „einfachen Mann“ einen Zugang zu den Meisterwerken zu vermitteln. Viertens

fangenschaft und einjährigem Aufenthalt am Bodensee nach Schleswig-Holstein zurück. Hier nahm er seine Funktion als Assistent am Landesmuseum, das inzwischen nach Schleswig (Schloß Gottorf) verlegt worden war, wieder auf. Jetzt erst begann seine eigentliche berufliche Karriere und auch seine Phase höchsten wissenschaftlichen Schaffens. Im Juli 1949 wurde Schlee zum Direktor des Landesmuseums berufen. 1968 erfolgte die Ernennung zum Professor; 1979 erhielt er den Kulturpreis der Stadt Kiel. Bis 1970 war er zweiter Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. 1975 ging er in den Ruhestand, blieb aber weiter wissenschaftlich aktiv.

In Ernst Schlee begegnet uns der erste Nicht-Germanist in den Reihen der schleswig-holsteinischen Volkskundler.

Von Haus aus Kunsthistoriker wandte er

wollte Schlee das Bild als Quelle würdigen, als anschaulichen Beleg beispielsweise für bestimmte Sitten und Gebräuche und alltägliche Lebensformen.⁸⁸

Methodisch berief er sich auf Mensing und Meyer, aber vor allem die schwedische Ethnologenschule hat entscheidenden Einfluß auf ihn gehabt. Sigurd Erixon betrachtete er als „*väterlichen Freund*“, und die Korrespondenz mit ihm riß zwischen 1934 und 1945 nicht ab.⁸⁹ Immer wieder und nachdrücklicher als andere Volkskundler in Schleswig-Holstein warnte Schlee daher vor allzu „*kühnen mythologischen Hypothesen*“ und mahnte, „*Deutungen auf mythisch-kosmologische Symbolik*“ viel „*vorsichtiger als früher*“ vorzunehmen. Ebenso verwarf er eine „*blinde, dogmatisch einseitige Blickrichtung auf Volk und Stamm*“, da diese das „*Wesentliche*“, die „*Bewegungen, Wanderungen und Umwandlungen*“ der Volkskultur übersehe.⁹⁰ Stattdessen forderte er den „*kritisch arbeitenden Wissenschaftler*“, der frei sei „*von dem Wunsch zu beschönigen und zu übersteigern*“ und der sich streng am „*Stoff*“ zu orientieren habe, der also, im Gegensatz zum laienhaften Heimatforscher, welcher das Material seinen Wertprämissen gefügig mache, möglichst sachlich und unvoreingenommen zu verfahren habe. Er betonte, man müsse mit großer „*Sorgfalt ... auf das einzelne sehen und es behutsam beurteilen*“. Von den empirischen Daten, den Quellen, dürfe in Darstellungen und Interpretationen nicht beliebig abstrahiert werden. Alle Aussagen müßten belegt werden, zum Beispiel durch Text- und Bildquellen, Kirchenrechnungen, Verordnungen, Relikte, Zeitzeugen.⁹¹ Schlees methodische Postulate wirken erstaunlich nüchtern und rational, vor allem vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Gaukulturpolitik, in die er, wie zu zeigen sein wird, eingebunden war.

Auch in seinen inhaltlichen Aussagen hebt sich Schlee durchgehend von den völkisch-germanophilen Fachkollegen ab. Bemerkenswert ist zunächst, daß er 1934 mit einem Thema über die spätjüdische Apokalypse, nämlich über das prophetische Motiv der Paradiesisflüsse, promoviert wurde. Darin ließ er sich in keinerlei Weise zu antisemitischen Ausfällen hinreißen, im Gegenteil, er stellte den jüdischen Ursprung frühchristlicher Vorstellungen und ikonographischer Motive sachlich dar. Die Arbeit erschien dann 1937 in einem christlichen Verlag.⁹² Auch Schlees volkskundliche Aufsätze zeichnen sich überwiegend durch Sachlichkeit und nüchterne Interpretationen aus. Die Darstellung von Pferdeköpfen als Wegzeichen insbesondere auf holländischen Gemälden führte er nicht, wie andere Volkskundler und Kunsthistoriker, auf einen vermeintlichen Wodan-Kult oder auf andere germanisch-mythologische Ursprünge zurück, sondern auf schlichte praktische Vorteile, nämlich darauf, daß sich Pferdeschädel aufgrund ihrer Form besonders gut für Trittsteine im Morast eignen würden.⁹³ Bei seinen Untersuchungen über Pfingstmaien und Brautkronen kam es ihm nicht in erster Linie auf den Nachweis germanischer Kontinuitäten an, sondern auf den konkreten Ablauf eines Brauches und auf seine Veränderungen im Verlauf der Jahrzehnte. Er orientierte sich dabei streng an dem vorhandenen Quellenmaterial (Kirchenrechnungen).⁹⁴

Aber es gibt auch eine vom nationalsozialistischen Zeitgeist geprägte Seite Schlees. Seine Sachlichkeit steht im Kontrast zu einigen völkischen Perspektiven. So plädierte er für „*den Blick von der Verbundenheit mit dem heimlichen Boden*

her“. Die Liebe zu Deutschland bestimme die „*Einstellung zu allem, was sich unter dem Worte Heimat sammelt*“. Den „*Boden*“ sowie „*Blut und Art*“ erhob er zu obersten „*Wertmaßstäben*“ seiner Kunstgeschichte und Volkskunde. Den „*Geist der Landschaft*“ gelte es durch „*Einfühlung*“ nachzuvollziehen. Die „*volkhafte Lebensart*“ lasse sich nur wahrnehmen, indem man sie „*als ein lebendiges Wesen*“ empfinde.⁹⁵ Solche Äußerungen kamen jedoch weitaus seltener vor und waren weniger extrem zugespitzt als etwa bei Meyer. Außerdem wurden sie bei Schlee stets, meistens im Nachsatz, abgeschwächt durch Appelle an die Sachlichkeit und methodische Redlichkeit. Beispielsweise verlangte er einen „*innigen Umgang mit dem, was uns und unserm Mutterboden eigen ist*“, aber gleichzeitig sollte sich dieser Umgang frei von Phantastereien und Verklärungen halten.⁹⁶ Derartige Widersprüche und Unvereinbarkeiten durchziehen viele Texte Schlees aus jener Zeit, und es hat den Anschein, als habe sich der junge Wissenschaftler nicht entscheiden können zwischen dem rationalen Arbeitsprinzip, das er vorbildlich in der schwedischen Ethnologie kennengelernt hatte, und der irrationalen Ideologie seines nationalsozialistischen Umfeldes.

Bei näherer Betrachtung changieren dann auch Schlees inhaltliche Darlegungen eigenartig zwischen diesem dunklen und jenem lichten Pol. Die Grundlage seiner Arbeit war das „*Bekenntnis zum eigenen Stamm und der Glaube an die Kraft der Heimat*“. Die „*kunstgeschichtliche Heimatforschung*“ sei wie das künstlerische Schaffen ein „*kämpferisches Tun*“, und sie gehe genau „*den Weg, den ja unsere ganze völkische Erneuerung nimmt*“. Sie strebe nach der festen „*Gültigkeit eines Weltbildes*“, die zwar noch nicht erreicht sei, zu der aber nun (nach der Machtübergabe an Hitler) „*alles*“ hindränge.⁹⁷ Das soziale Zusammenleben deutete Schlee als „*blut- und schicksalhafte Verbundenheit*“, als „*Lebenseinheit von Dorf, Sippe, Stamm und Rasse*“. Der menschliche Ausdruck in geistigen wie materiellen Objektivationen sei nur „*ursprünglich*“, „*echt*“ und „*unschuldig*“, solange er auf dieser „*völkischen, stammlichen Bindung*“ beruhe, „*aus der Gemeinschaft unmittelbar*“ erwachse.⁹⁸ Entgegen seiner eigenen Warnung vor dem dogmatisch-mythologischen Blick ging auch Schlee mehrfach darauf aus, Kontinuitätslinien bis ins altgermanische Heidentum zu ziehen. Das ländliche Brauchtum schien ihm, anders als die modischen Formen „*der sich entwurzelt fühlenden Bürgerwelt*“, ein „*aus unvordenklichen Zeiten überliefertes und aus unmittelbarem Erleben heraus weitergetragenes Volksgut*“ zu sein. An zahlreichen Phänomenen versuchte er, diese Grundannahme zu verifizieren. Beispielsweise lebte seiner Meinung nach im Niederdeutschen Fachhallenhaus „*ein aus vorgeschichtlicher Zeit überkommener Baugedanke*“ fort. Der Brautkranz sei „*nichts weiter als der Nachkomme*“ des „*altgermanischen Jungfernkranzes*“. Der Schleier entziehe die Braut „*den Blicken der Dämonen*“. Die Maispiele der Dorfbewölkerung hielt er für einen „*weit in die vorchristliche Zeit zurückreichenden Brauch*“.⁹⁹

Jedoch erreichten diese Ausschweifungen nicht das Meyersche oder Höflersche Ausmaß und deren Intensität. Spürbar bleibt immer der Einfluß vor allem Sigurd Erixons und seiner soziologischen Herangehensweise, der es auf raum-zeitliche Bezüge sowie auf die wirtschaftliche und soziale Situation von Gruppen ankam.

Schlee erkannte durchaus, daß das Brauchtum „zu allen Zeiten sehr vielerlei Bedeutungen gehabt“ habe und daß es sich „in sehr verschiedenem Sinn“ entwickle. Es seien daran soziale Schichtungen ablesbar und der „Geschmack der Zeit“ und des Ortes genauso erkennbar wie allgemein menschliche Beweggründe, etwa die „Freude am Schmuck“ und am Fest. Bei einem Brauch handele es sich stets um einen „symbolischen Akt“, hinter dem ein differenzierter gemeinschaftlicher, gruppenspezifischer und individueller Sinn stehen könne, der noch dazu historisch in permanentem Wandel begriffen sei und durch wechselseitige Einflüsse (beispielsweise zwischen Stadt und Land) neugeformt werde.¹⁰⁰ Dieser vielversprechende Ansatz lief jedoch, da Schlee daran festhielt, daß alle sozialen Äußerungen (auch die Innovationen) durch „Blut und Art“ geprägt seien, auf paradoxe Hypothesen hinaus. So formulierte er zutreffend, eine Ableitung der heutigen Bauernhausformen aus denjenigen vor ein oder zwei Jahrtausenden sei aufgrund der empirischen Erkenntnisse unzulässig; und dennoch hielt er den „Grundgedanken des Hallenhauses“, sein „Wesen“, für „uralt“.¹⁰¹ Die Loslösung von der germanomanischen Perspektive gelang Schlee erst nach 1945. Ansätze dazu waren indes schon vorher vorhanden.



Ferdinand Weinhandl, Professor für Philosophie an der Kieler Universität, Hauptredner anlässlich der Bücherverbrennung und besonders aktives Mitglied im NS-Dozentenbund (nach 1945 an die Universität Graz berufen und dort mit einer Festschrift bedacht).

Quelle: Archiv

Die Loslösung von der germanomanischen Perspektive gelang Schlee erst nach 1945. Ansätze dazu waren indes schon vorher vorhanden.

In politischer Hinsicht hat Schlee die nationalsozialistische „Erneuerung“, wie er das Geschehen nannte, begrüßt. In seinen programmatisch zu nennenden Aufsätzen „Der Altar der Arbeit“ (1933) und „Kunstgeschichtliche Heimatforschung“ (1935) machte er aus dieser Sympathie keinen Hehl; und er teilte sie mit den meisten Volks- und Landeskundlern im Umkreis der Zeitschrift „Die Heimat“, zu dem er seit 1931 gehörte. Die Mitarbeit in diesem Kreis und der allgemeine Mangel an kompetenten jungen Kunsthistorikern im Lande empfahl ihn dann auch für Aufgaben innerhalb der nationalsozialistischen Kulturpolitik der Provinz. Als der Gaukulturwart der NSDAP, Friedrich Knolle, 1934 einen Sachgebietsleiter für „Volkstum und Heimat“ suchte, brachte der Dekan der Philosophischen Fakultät und nationalsozialistische Scharfmacher, Ferdinand Weinhandl, Ernst Schlee ins Gespräch. Der junge Mann, der noch in relativ ungesicherten beruflichen Verhältnissen lebte, nahm das Angebot an.

Undeutscher Geist — Deutscher Geist.

Von Univ.-Professor Dr. Weinhandl.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der Aufsatz ist die gefürzte Wiedergabe der Rede, die Herr Professor Weinhandl anlässlich des Verbrennungskolles am 10. 5. 33 in der Universitäts-Aula hielt.

Deutsche Männer und Frauen!
Deutsche Studenten und Studentinnen!

In einer Stunde wird die deutsche Studentenschaft ein Stück des Angehört der letzten vierzehn Jahre den Jammern übergeben. In ganz Deutschland werden heute in dieser Nacht tausende von Schriften und Büchern verbrannt werden, die als verheerendes Gift an unserem Volkstörper tragen. Die deutschen Hochschüler wollen damit zum Ausdruck bringen, daß sie auch am allgemeinen Geistesleben mitzugestalten haben und sich für dieses unjer Geistesleben eifern verantwortlich wissen. Die Kampfausschüsse, die sich Mitte April an allen deutschen Hochschulen gebildet haben, nennen sich Kampfausschüsse wider den undeutschen Geist. Undeutscher Geist ist nicht einfach ein Gift, das leider und aus unglückseligen Gründen im Volkstörper freit. Undeutscher Geist hat ein Ziel, undeutscher Geist ist ein Angriff, ist ein permanenter Angriff auf das deutsche Wesen. Das ist eine der größten Erkenntnisse, ohne die wir heute nicht da stünden, wo wir als wiedererwachendes Volk stehen. Wer rastlos, politisch oder weltanschaulich außerhalb der deutschen Blutsgemeinschaft und ihrer Belangen steht, der wird damit schon automatisch in die Solidarität der Gegenfront hineingedrängt. Er wird zum Gegner, wenn er auch nur die Größe der Gefahr, die wir sehen, abzuschwächen versucht. Denn der undeutsche Geist ist ein Angriff und, meine Freunde, — wir stehen heute diesem Angriff! Das gehört mit zum tiefsten Sinn der nationalen Revolution, das ist das Erwachen Deutschlands. Wir lagern nicht an, aber wir gehen zum Gegenangriff über. Und wie das moderne Kriegswesen anders aussieht als eine Horde von Landsknechten, so wird auch unser Angriff nie und nimmer aus Pöbeleien und Disziplinlosigkeit bestehen. Denn was uns unser Führer seit Jahren gelehrt hat: das deutsche Volk wird sich seiner Gegner erwehren, indem es sie j u d e i t! Das aber ist nicht getan mit der einmaligen Verbrennung einiger tausend Schmuts- und Schundbücher. Die Front ist klar gezeichnet: Alles, was in den letzten vierzehn Jahren wert befunden wurde, durch eine unbedenklliche, ja struppellose Tagespresse in die große Glorie gehängt zu werden, muß den geistigen Führern dieser Epoche geeignet erschienen sein, diese Epoche zu befestigen. Man nahm uns erlitten den Wehrwillen und man wußte eben auf seine Weise geistig zu erntaffen. Man gemahnt die einen, indem man an das deutsche Rechtsempfinden appelliert. Man gemahnte an die Achtung vor den Verträgen. Man vergaß, daß Achtung nie aus einem unheiligen Schandvertrag einen heiligen Vertrag macht und d. h. einen Vertrag, der die Ehre des Part-

ners nicht antastet. Den andern packte man bei seinem Christentum: man brach den Wehrwillen, indem man den Anschein erweckte, als ob Bezugsstimmus erst die wahre Vollendung des Christentums sei. Und man beschwieg, daß das Evangelium fordert, daß wir uns nicht vor denen fürchten sollen, die den Leib töten können, und daß es dem die größte Liebe nachjagt, der sein Leben läßt für seine Freunde. Dem Dritten brauchte man nur von der „hohen“ Kultur des Franzosen und der tiefen Erbschaftigkeit des Russen zu erzählen, um ihn aufnahmefähig zu machen auch für alles andere, was uns die Todfeinde unserer politischen Größten zugebracht hatten. Dem Vierten schloßerte man möglichst „objektiv“ das Fronterlebnis. Und immer noch ist für die menschliche Erbarmlichkeit Objektivität zusammengefallen mit dem Mangel an Idealismus, an Glaube und an höherem Sinn. Was ist ein Wunder, daß Remarque zu Plejensauflagen gelangte? Und wieder einem, und mit dem Besten, weil er überall die Kasernen aus dem Feuer holen durfte, dem deutschen Arbeiter, j u g e r i e r t e man, daß der Krieg gegen den „internationalen“ Arbeiter, gegen den Arbeiter der andern Gehe, und so brach man auch ihm das Rückgrat des Wehrglaubens.

Aber nicht nur den Wehrwillen nahm man uns. Man untergrab das Ethos der Geschlechtskraft und degradierte sie zum bloßen Geschlechtsstrieb. Das Geelenleben des Kleinfindes ebenso wie die unferlichen Schöpfungen unserer Größten wurden Gegenstand psychoanalytischer Mißdeutung. Kino und Literatur forderten die Relativierung der sittlichen Begriffe, indem man geschlechtliche Verantwortungslosigkeit, Gebrauch und Verhältnismäßigen auf engste mit dem Bild der „feineren“ Lebensform für die einen, der „proletarischen“ Lebensform für die andern verknüpft erscheinen ließ. Der Fluch der Lächerlichkeit drohte allem, was diese Kennzeichen des „modernen“ Menschens nicht anerkennen wollte. Man untergrab die Heiligkeit der Ehe und wies auf die zahllosen Scheidungen hin, die man so selbst vorbereitet hatte. Das Ergebnis war auch hier die Schwächung der Volkskraft.

Noch an zwei Stellen bediente sich der undeutsche Geist der Ungil vor der Lächerlichkeit als wirksamer Waffe. Man unternahm den Vorstoß gegen unsere Weltanschauung, und zwar gegen ihr christlich-germanisches Fundament und gegen den Ueberbau, den darüber die großen deutschen Menschen errichtet hatten. Wo bolschewistische Gottlosenpropaganda nicht hinzureichen vermochte, dort drohte die Unfähigkeit, zu unterscheiden zwischen jüdischem Geist im Alten Testament und der ganz und gar unjüdischen Botshaft des Evangeliums, das Erbe Meisters Eckeharts, Luthers, Jakob Böhmers, Bismarcks außer Kurs zu setzen. Das nationalsozialistische Programm hat mit seinem Punkt 24 und seinem Begriff des positiven Christentums hier einen Damm aufgerichtet. Die zweite Hälfte des Begriffs eines christ-

Rede des Philosophie-Professors Ferdinand Weinhandl anlässlich der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 in der Universitäts-Aula.

Aus: „Student der Nordmark“, 1933

Wenig später, nachdem an die Stelle des „Reichsbundes“ die „NS-Kulturgemeinde“ getreten war, wurde er dort „Fachreferent für bildende Kunst“.¹⁰² In dieser Funktion sollte er für die organisatorischen Grundlagen sorgen, um das Kunstschaffen wie auch das kunstinteressierte Publikum im Lande auf nationalsozialistische Linie zu trimmen und den bisher dominierenden „Schleswig-Holsteinischen Kunstverein“ auszuschalten. Am direkten Vorgehen gegen den Kunstverein war Schlee indes nicht beteiligt; diese Aktivitäten behielt sich Knolle selbst vor und scheiterte damit, wie Kerstin Dronske dargelegt hat, am Einspruch der Kieler

Universität, die sich ihren Einfluß auf die Kieler „Kunsthalle“ nicht nehmen lassen wollte.¹⁰³ Schlee nahm den Aufbau eines nationalsozialistischen Konkurrenzunternehmens zum Kunstverein in die Hand, und zwar auf zwei Ebenen: 1. mittels Gründung und Verbreitung einer eigenen Organisation, des „Kunstrings“; 2. mittels Durchführung von zahlreichen Kunstausstellungen unter dem Dach der „NS-Kulturgemeinde“. Schlee sollte gewissermaßen die NS-Kulturhegemonie auf dem Sektor der bildenden Kunst durch rege Aktivitäten vorbereiten und somit alle bisher in der Provinz etablierten Gruppierungen in den Schatten stellen bzw. der „NS-Kulturgemeinde“ dienstbar machen.

Während die Versuche mit dem Kunstring aufgrund der Unaufgeschlossenheit der vorhandenen Kunstvereine und wohl auch aufgrund personeller Unterbesetzung der Kieler Gaukulturhauptstelle scheiterten¹⁰⁴, entfaltete Schlee im Ausstellungswesen sein ganzes organisatorisches Talent, so daß ihm sogar die Gegner Knolles Respekt zollten. Lily Martius, die damals Assistentin an der Kunsthalle war, erinnerte sich 1968 an die Tätigkeit Schlees, die neue Maßstäbe gesetzt habe. Er habe die Ausstellungsvorbereitungen straff durchrationalisiert, so daß „*alles schnellstens geplant und noch schneller durchgeführt werden*“ konnte. Durch den Einsatz von Lastkraftwagen sei den Ausstellungen eine neue Dimension eröffnet worden, nämlich die Präsentation auch von Plastiken an jedem beliebigen Ort.¹⁰⁵ Unter der Regie Schlees fand somit zwischen 1934 und 1937 eine stattliche Anzahl von derartigen Veranstaltungen in verschiedenen Städten Schleswig-Holsteins statt, wobei die Ausstellungen „Schleswig-Holsteinisches Kunstschaffen“ (1935 in Kiel) und „Bildniskunst in Vergangenheit und Gegenwart“ (1936 in Kiel) die größten waren. Wie es den Anschein hat, gelang es der „NS-Kulturgemeinde“ dadurch zwar nicht, die kunstpolitische Oberhand zu gewinnen, aber immerhin doch einiges Aufsehen zu erregen.

Die inhaltliche Linie, die Schlee verfolgte, läßt sich wohl nicht so pauschal bewerten, wie Dronske das mit ihrem Urteil „*systemkonforme Kunst*“ getan hat.¹⁰⁶ Es sei daran erinnert, daß die „NS-Kulturgemeinde“ direkt dem „Amt Rosenberg“ zugeordnet war und daß gerade Rosenberg zur einflußreichsten Banauserie gehörte, die damals gegen die modernen Kunstrichtungen, insbesondere gegen den Expressionismus, hetzte.¹⁰⁷ Diese Stoßrichtung wurde jedoch von Knolle und Schlee nicht mitgetragen. Schlee selbst bezeichnet sich als begeisterten Anhänger des Expressionismus von Jugend auf, und es ist durchaus anzunehmen, daß er 1933/34 mit den Aktivitäten des Berliner „NSD-Studentenbundes“ und der Reichskulturkammer gegen die „*reaktionäre*“ Kulturpolitik Rosenbergs sympathisiert hat.¹⁰⁸ So warnte Schlee im Katalog zur Ausstellung „Land und Volk“ 1935 vor „*billigen Versuchen, Ideen und Werte der lebendigen Gegenwart mit falscher Monumentalität und leerem Pathos auszuschlachten*“, und er zeigte Künstler wie Hans Holtorf, Erich Duggen, Willy Langbein, Willi Graba, deren Werke wenig später teilweise als „*entartet*“ indiziert wurden.¹⁰⁹ Ganz offensichtlich erachtete Schlee den Expressionismus als durchaus vereinbar mit dem Nationalsozialismus, wenn nicht sogar, wie zahlreiche Anhänger dieser Partei, als adäquaten künstlerischen Ausdruck der nationalsozialistischen Weltanschauung. Der Rigorismus Rosenbergs ist Schlee ohne Zweifel fremd gewesen.

Mit der Auflösung der „NS-Kulturgemeinde“ verlor Schlee seine wichtigste Protektion. Er zog sich daraufhin an die Universität zurück, denn der Nachfolgeorganisation, der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“, mochte er sich nicht andienen, da sie nicht auf wissenschaftlichem „Niveau“ arbeitete.¹¹⁰ Die Mitarbeit im „SS-Ahnenerbe“, die ihm angetragen wurde, lehnte er ab.¹¹¹ Er schloß sich nun, der schriftlichen Aufforderung des Gaukulturwarts Knolle folgend, der NSDAP an (Eintritt zum 1. Mai 1937).¹¹² Neben dem Druck aus der Gaukulturhauptstelle mögen zwei weitere Motive für diesen Schritt ausschlaggebend gewesen sein: Zum einen konnten Schlee und die Rosenbergianer im Umkreis der Zeitschrift „Die Heimat“ nun unter dem Schutz des Gauleiters Lohse die Arbeit der „NS-Kulturgemeinde“ fortsetzen. Auch Schlee wurde in den Kreis der Heimatkundler aufgenommen, den Lohse 1938 mit dem „Institut für Volks- und Landesforschung“ um sich scharte. Er leitete dort das „Fachreferat Kunstgeschichte“ und beschäftigte sich mit der Dokumentation (Fotos, Skizzen, Archivalien etc.) des historischen und rezenten schleswig-holsteinischen Kunstschaffens.¹¹³ Zum anderen waren wohl berufliche Gründe für seinen Parteieintritt verantwortlich. Denn Schlee lebte in jener Zeit von Beihilfen der Universität; und die Besetzung einer dauerhaften Erwerbsquelle war von der Fürsprache der Partei abhängig. Nach dieser Entscheidung wurde er im Herbst 1939 zum Assistenten am „Thaulow-Museum“ ernannt.

Schlee war, abschließend beurteilt, ein junger nationalsozialistischer Kulturwissenschaftler mit großem organisatorischen Geschick. Im Kreis der völkisch-verspinnenen Heimatkundler in Schleswig-Holstein gehörte er zu den sachlicheren und pragmatischeren Fachvertretern. Im „Entnazifizierungsverfahren“ wurde er 1948 als „*Mitläufer*“ eingestuft.¹¹⁴ Die relative Nüchternheit und fachliche Orientierung hat es ihm nach 1945 leichter gemacht als anderen, sich klar und deutlich von seiner nationalsozialistischen Phase zu distanzieren. Schlee ist einer der wenigen Volkskundler, die ihre Rolle im Nationalsozialismus auch öffentlich kritisch reflektiert und darüber „Scham“ empfunden haben.¹¹⁵ Ernst Schlee starb am 26. März 1994 in Schleswig.

Otto Höfler (1901-1987)

Otto Höfler war die herausragende wissenschaftliche Persönlichkeit unter den Kieler Volkskndlern der Jahre 1933 bis 1945. Er wurde am 10. Mai 1901 als Sohn des Professors für Pädagogik und Philosophie, Alois Höfler, in Wien geboren.¹¹⁶ Im Wintersemester 1920/21 begann er dort das Studium der Germanistik, Skandinavistik und Philosophie, und nach Aufenthalt in Lund (Schweden), Kiel (1924/25), Marburg und Basel dissertierte er 1926 in Wien über „*Altnordische Lehnwortstudien*“. 1928 arbeitete Höfler für kurze Zeit als Assistent am „Deutschen Sprachatlas“ in Marburg, bevor er im Herbst desselben Jahres das Lektorat für deutsche Sprache an der Universität Uppsala übernahm. Bis zum Ende des Wintersemesters 1933/34 blieb er in Schweden, ohne jedoch seine Verbundenheit mit Wien und seinem Lehrer Rudolf Much (1882-1936) aufzugeben.

1931 habilitierte er sich dort mit der Arbeit „Totenheer — Kultbund — Fastnachtsspiel“ (erschien 1934 unter dem Titel „Kultische Geheimbünde der Germanen“) und las fortan in Form von Blockveranstaltungen in den Sommersemestern in Wien. Im Januar 1935 wurde er zum ordentlichen Professor für „Germanistik und deutsche Literaturgeschichte“ in Kiel ernannt. Hier hielt er seit Sommersemester 1935 bis Sommersemester 1938 neben dem germanistischen Kanon (Sprachgeschichte, Gotisch, Mittelhochdeutsch etc.) regelmäßig volks- und altertumskundliche Veranstaltungen ab: „Volkskundliche Übungen“ (zum Teil zusammen mit Herbert Jankuhn, Gustav Friedrich Meyer, Kurt Ranke), „Kultformen und Gemeinschaftsformen im germanischen Altertum und ihr Fortleben“, „Deutsche Heldensagen“, „Grundriß der germanischen Altertumskunde“, „Nibelungensage und Nibelungenlied“.¹¹⁷



Otto Höfler (1901-1987)

Quelle: Archiv

Im August 1938 übertrug die Münchner Universität Höfler das Ordinariat für „Germanische Philologie und Volkskunde“, das er bis 1945 wahrnahm. Parallel dazu leitete er 1943/44 das „Deutsche Wissenschaftliche Institut“ in Kopenhagen. Wegen seiner ideologischen und organisatorischen Verstrickungen in den Nationalsozialismus wurde er 1945 seiner wissenschaftlichen Ämter enthoben. Erst nachdem das Spruchkammerverfahren ihn als „Mitläufer“ eingestuft hatte, konnte Höfler seit 1950 an der Münchner Universität weiterarbeiten und erhielt 1954 eine außerordentliche Professur für „Nordische Philologie und Germanische Altertumskunde“. 1956 wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaft ernannt. 1964 erfolgte die Wahl zum wirklichen Mitglied. Die Wiener Universität hatte ihn schon 1957 berufen. Bis 1967 wirkte er hier als geschäftsführender Direktor des Germanistischen Instituts. 1971 wurde er emeritiert.

Otto Höfler gilt unter seinen Schülern als überaus kenntnisreicher, scharfsinniger, faszinierender, ja charismatischer Wissenschaftler, der aber, so „gütig“ und aufgeschlossen er gegenüber Studenten und Anhängern auftrat, in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu „harter Polemik“, „klischeehaften Feindbildern“ und „starken affektischen Ausbrüchen“ neigte.¹¹⁸ Während etwa Mensing, Meyer und Schlee als landes- bzw. heimatkundlich orientiert und in ihren Grundgedanken nicht unbedingt als originell, sondern eher als epigonenhaft bezeichnet werden können, begegnet uns in Höfler ein Universalgelehrter, dessen Blick auf die

großen kulturgeschichtlichen Linien zielte und dessen schöpferische Kraft durchaus eigenständige Wege ging. Für einen pedantischen Lokal- und Regionalpatriotismus hatte Höfler kein Verständnis, hegte er vermutlich sogar Verachtung. Ihm ging es um die essentiellen Kulturgehalte der deutschen Geschichte, um den gewissermaßen metaphysischen Kern des germanischen Lebens und seiner Entwicklung, mithin um das „Wesen“ des Deutschtums schlechthin. Dieses Wesen verankerte er tief im heidnisch-germanischen Altertum.

Otto Höfler entstammte der sogenannten Wiener Schule der Germanistik, die den Grimmschen Gedanken einer Kontinuität zwischen dem germanischen Altertum und den volkstümlichen Kulturäußerungen der Gegenwart auf die Spitze trieb. Zwei Richtungen dieser Schule bildeten sich in den 1920er Jahren heraus: die „Mythologen“ um Georg Hüsing (1869-1930) und Karl von Spieß (1880-1957) sowie die „Ritualisten“ um Rudolf Much. Gemeinsam war ihnen die Vorstellung vom Überdauern altgermanischer Willens- und Sozialformen. In Streit aber gerieten sie darüber, welches der ursprüngliche Träger dieser Kultursubstanz und ihrer Überlieferung sei: der Mythos oder das Ritual.¹¹⁹ Diese Kontroverse mutet heute recht skurril an, da kein ernst zu nehmender Wissenschaftler zuerst germanische Kontinuitäten zitieren würde, um zivilisatorische Phänomene zu deuten. In den 1920er Jahren jedoch beherrschten solche Abstrusitäten das Denken vieler Volkskundler, und die Entscheidung für die eine oder die andere volksumsideologische Variante hatte nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten konkrete politisch-organisatorische Auswirkungen. So wäre, wie zu zeigen sein wird, Höflers Mitarbeit im „SS-Ahnenerbe“ kaum ohne seine konsequent „ritualistische“ Position erklärlich. — Die Mythologen also betonten die geistig-abstrakte Seite des Germanischen und degradierten das Brauchtum zu einer sekundären Erscheinung, zu einem Ergebnis von vorher ausgebildeten geistigen Komplexen, den Mythen. Die Ritualisten hingegen hoben die kultisch-konkrete Seite des Germanischen hervor und erklärten den Mythos zu einer Funktion des Brauchtums, zu einem geistigen Niederschlag männerbündischer Kulthandlungen.

Der bedeutendste Schüler Muchs, Otto Höfler, machte diesen Gedanken, nach dem der Ritus die Matrix germanischer Kulturkontinuität sei, zur quasi axiomatischen Grundlage seiner volks- und altertumskundlichen Studien. Aber auch in seinem zweiten großen Forschungsschwerpunkt, der historischen Linguistik, läßt sich dieser Ansatz aufzeigen, da Höfler sprachliche Entwicklungen (z. B. Lautverschiebungen) „nicht in der Sprache selbst“ (also nicht im geistigen Überbau), sondern in den Sprachträgern und ihrer biologischen Prädestination angelegt sah.¹²⁰ Derartige Überlegungen sowie diejenigen über Goethe und zu einer „Morphologie der Kultur“, die allerdings in Ansätzen steckenblieben¹²¹, hat Höfler erst nach 1945 entfaltet. Darauf kann nicht näher eingegangen werden. Die volkskundlichen Aspekte seines Werkes hingegen, die hier zur Debatte stehen, bildeten sein Hauptinteressengebiet vor 1945 und reiften bis dahin gedanklich vollständig aus. Die meisten und wichtigsten Veröffentlichungen Höflers zwischen 1933 und 1945 trugen einen volks- und altertumskundlichen Charakter: „Kultische Geheimbünde der Germanen“ (1934), „Der Germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer“ (1936), „Das germanische Kontinuitätsproblem“ (1938), „Volks-

kunde und politische Geschichte“ (1940), „Gab es ein Einheitsbewußtsein der Germanen“ (1940), „Germanische Einheit“ (1941), „Deutsche Heldensage“ (1941).

In methodischer Hinsicht wird Höfler der empirischen Kulturgeschichtsschreibung zugerechnet, und zwar nicht zuletzt, weil sein Vater Kontakt mit der Wiener positivistischen Psychologie und Philosophie, insbesondere mit Alexius Meinong (1853-1920), pflegte.¹²² Und in der Tat zeichnen sich Otto Höflers Arbeiten durch eine außerordentlich reiche Quellenkenntnis aus: kaum eine Hypothese, die nicht mehrmals vor allem mit literarischen, aber auch mit archivalischen Zeugnissen belegt wäre. Er beherrschte die altertümlichen Überlieferungen, die Mythen, Sagen, Märchen etc., virtuos, und zwar nicht nur diejenigen Nordeuropas, sondern auch diejenigen Südeuropas und zum Teil auch Nordafrikas und Asiens. Aber trotz dieses profunden Faktenwissens hätte sich Höfler entschieden dagegen gewehrt, als Positivist eingeordnet zu werden. Die bloße Materialanhäufung und ihre schematische Ordnung war ihm suspekt. Dadurch werde „*das Wesentliche verkannt*“. Er forderte dagegen noch 1961 eine „*Wissenschaftsgesinnung*“, „*die nicht allein das Quantifizierbare, Mathematisierbare, als objektiv erfassbare, gleichsam wissenschaftswürdige Wirklichkeit anerkennt*“.¹²³ Ebenso ignorierte er die sinnverstehende Soziologie Max Webers. Denn diese zielt zuerst auf das Individuum und dessen Sinngewebungen ab und verfehlt damit nach Höflers Denkweise die „*Einheit*“ des Lebens, seinen überindividuellen „*ursprünglichen Sinn*“. Jede „*atomistische Deutung*“ der Kultur führe weg von ihrem eigentlich entscheidenden Gehalt, von den „*verborgenen Kraftquellen*“, den „*formenden Kräften der Wirklichkeit*“.¹²⁴ Höfler richtete diese Angriffe, aus denen der Einfluß Nietzsches deutlich herauszulesen ist, vor allem gegen den Historismus. Die positivistische und die verstehende Geschichtsschreibung sind auch nach Höfler in doppelter Weise lebensfeindlich und damit anti-historisch, einerseits, weil sie die „*beseelenden Kräfte*“ der Historie in einem „*abstrakten Schematismus*“ und kalten Mechanismus untergehen, und andererseits, weil sie die „*Schaukraft*“, die „*Intuition*“, „*unser Gefühl für das innere Gewicht*“ der Kulturercheinungen absterben lassen würde.¹²⁵ Der Historismus tötet nach Nietzsche wie nach Höfler den Sinn in der Geschichte wie auch den erkennenden Sinn des Subjekts.

Höflers Überlegungen könnten als bemerkenswerte Nachdenklichkeit gegenüber den Problemen der Moderne aufgefaßt werden. Schließlich haben sich die „*Riesen*“ der deutschen Soziologie (allen voran Weber, Simmel und Tönnies) ebenfalls an diesem von Nietzsche pointierten Spannungsverhältnis zwischen den dionysischen Triebkräften und den bürokratischen und begrifflichen Kulturverfestigungen, zwischen den a-rationalen Lebenskräften und der rational-kausal-mechanischen Lebensdeutung und -gestaltung abgearbeitet. Bei Horkheimer und Adorno kulminieren derartige Reflexionen im Begriff „*Dialektik der Aufklärung*“, nämlich in dem Gedanken des Umschlags der „*Aufklärung in Positivismus*“, in den „*Mythos dessen, was der Fall ist*“, des Umschlags der Mittel der „*Entzauberung der Welt*“ in Mittel ihrer Vernebelung.¹²⁶ Aber Höflers Skepsis ist von anderer Art. Zunächst fällt auf, daß seine Einwände gegen Rationalismus und Positivismus über lakonische Invektiven nicht hinausreichen. Die Andeutungen

sind gedanklich so mager, daß sie eigentlich nicht der Erwähnung wert wären, würden sie nicht trotzdem zur Legitimation im Grunde des ganzen Höflerschen Gedankengebäudes dienen. Außerdem ist diese Frage bisher nur wenig untersucht worden.¹²⁷

Höfler legte also keine erkenntnistheoretisch versierte Kritik der naturwissenschaftlichen Weltanschauung vor, wie sie etwa bei Tönnies zu finden ist. Was bei Tönnies, der ja ebenfalls die „*Gemeinschaft*“ ins Zentrum seiner Untersuchungen stellte, als tiefsinniger Versuch angelegt war, die Aufklärung trotz all' ihrer Tragik zu beerben und zu retten und mit den a-rationalen Impulsen zu versöhnen, kam bei Höfler als dürftiger, reaktionärer Antimodernismus daher: Rationalismus, Empirismus, Positivismus, Materialismus wurden ohne nähere Differenzierung und ohne den kleinsten Versuch einer Würdigung pauschal mit dem Etikett „*atomistische Soziologie und Philosophie*“ versehen und in Bausch und Bogen verdammt. Apodiktisch behauptete Höfler, dieses als „*mechanistisch*“ und „*individualistisch*“ identifizierte Denken sei niemals fähig, die inneren Bewegkräfte der germanischen Kultur zu begreifen.¹²⁸ Damit verabschiedete er sich auf leichtfertige Weise von den Traditionen der Aufklärung und leugnete ihre humanistischen Implikationen.

An die Stelle wissenschaftlich verbindlicher, rationaler methodischer Maßstäbe (kausale Argumentation, innere Widerspruchsfreiheit, Überprüfbarkeit etc.) wollte Höfler das „*Gefühl*“, die „*Schaukraft*“, die „*Intuition*“ gesetzt wissen.¹²⁹ Und wiederum begründete er seine Postulate nicht näher, beispielsweise durch analytische Abgrenzungen seines Intuitions-Begriffs vom rationalistischen (Descartes, Leibniz) oder empiristischen (Locke) oder verstehenden (Dilthey, Rickert, Weber) oder vitalistischen (Bergson). Ganz offensichtlich knüpfte Höfler an Nietzsche an, der auch im Hinblick auf geschichtliche Deutungen die dionysische Kraft gegen alles kanonische, bürokratisch-geregelte und daher lebensabschneidende Rationalisieren aufgeboten hatte. Wie bei Nietzsche der unmittelbare Lebensimpuls und bei Bergson die intuitive Erkenntnis das Wesen der Wirklichkeit aufschließen sollten, wobei es auf empirische Genauigkeit nicht unbedingt ankam, so baute Höfler, um zu den „*inneren Gründen*“ der vergangenen und rezenten sozialen Formen vorzudringen, auf die „*Intuition*“, auf das Erleben des Sinns einer Handlung ohne kognitive Instanz, ohne rationale Vermittlung. Er ließ es jedoch an jeglichen Explikationen über die Reichweite dieser „*Schaukraft*“ fehlen, also an genaueren Vorstellungen darüber, unter welchen Bedingungen sie Gültigkeit beanspruchen dürfe und wann sie durch kausal-rationale Erwägungen ergänzt bzw. abgelöst werden müsse. Die Frage, warum die „*Intuition*“ dem Leben und seinem Sinn so viel näher komme als das rationalistische oder empiristische Verfahren, mithin eine genaue Begründung des eigenen Handwerkszeugs, blieb völlig ausgespart. Die Legitimität der „*Schaukraft*“ als wissenschaftliches Mittel wurde dogmatisch als Gewißheit vorausgesetzt.

Die Verschwommenheit und Orakelhaftigkeit des Höflerschen Intuitions-Begriffes diente zweifellos auch der Selbstimmunisierung seiner Hypothesen gegenüber fachlicher Kritik nach dem Motto: Wem das „*Gespür*“, das „*Gefühl*“ fehlt, der versteht ohnehin nichts von der Materie und vom Fach; rationale Einwände

nd apriori ungültig, weil sie am Leben vorbeizielten. Noch heute verteidigen einige Schüler Höflers ihren Mentor, indem sie Angriffe mit dem Argument abwehren, es mangle dem Angreifer an nötigen Einfühlungsvermögen und Sinn. Auf diese Weise aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgeschert und dem Lernprozeß enthoben, eröffnete sich Höfler der Freiraum für bizarre und abgründige Spekulationen aus durchaus bestimmter ideologischer Perspektive. Was als intuitive Bedeutung ausgegeben wurde, erweist sich bei näherer Betrachtung als Rekonstruktion der Geschichte aufgrund eindeutiger Wertprämissen. Die platte Zurückweisung des kausal-rationalen Verfahrens entfesselte auch bei Höfler die Schimären des Dogmatismus. Was er „fühlte“ und „schaute“, war gewiß nicht das „Wesen“, das „Innere“ der germanischen Kultur, sondern kaum mehr als das in die Vorgeschichte transformierte eigene Weltbild. Was er als Fluidum des Germanen ekstatisch nachempfand, widerspiegelte weniger die Wirklichkeit, als vielmehr die innere Verzückerung des Forschers über seinen Gegenstand und die Verbundenheit in seine eigenen Theoreme. Was er als Glanz des deutschen Altertums verherrlichen ließ, diente wohl in erster Linie der marktgerechten Aufpolierung seiner Gedanken, damit sie auf dem Forum der wissenschaftlichen Lehrmeinungen umherfunkelnder ins Auge stächen. Max Weber hatte die vertrackte Situation der Erkenntnis durchschaut, nämlich daß der Forscher, sobald er auf Äußeres sieht, auf das Inneres, seine subjektiven Wertbezüge, zurückgeworfen ist. Er hatte daraus einen Schluß gezogen, absolute Wahrheitsansprüche zugunsten „idealtypischer“ Aussagen aufzugeben. Er hatte darüber hinaus auf den öffentlichen Diskurs getreten, der über Gültigkeiten regelgerecht entscheiden sollte (Erfolgsprinzip). Höfler indes fiel weit unter dieses Niveau zurück dadurch, daß er nach ewigen Wahrheiten strebte, rationale Diskursregeln zurückwies und für allgemeinverbindlich erklärte, was ihm seine „Intuition“ eingab.

Auf diese Weise stilisierte Höfler seine Einfälle zu unbedingten Gewißheiten, in quasi sakrosankten Botschaften; denn konnte der ewige „innere Sinn“ etwas anderes sein als „heilig“ und unanfechtbar und von zeitloser „Kontinuität“? Nietzsche dagegen war sich der begrenzten Reichweite auch der intuitiven Erkenntnis voll und bewusst gewesen. Wahrheit geben es nicht im absoluten Sinne, sondern nur in Bezug auf das Leben. Und als ein solches Experiment könne eine Interpretation nötigenfalls auf historische Zeugnisse ganz zu verzichten. Höfler dagegen suchte, wie der von ihm verhaßte Positivismus, immerfort nach Beliebigem. Und diese Suche muß in vierfacher Weise als widersprüchlich zu seiner erkenntnistheoretischen Basis angesehen werden: Erstens relativiert sich ein Absolutes, das auf Tatsachen angewiesen ist, zu einem Hypothetischen; zweitens geht Höfler indirekt ein, daß ein „Sinn“ sich in der Regel keineswegs nur „intuitiv“ erschließen läßt, sondern auf harte, exakte Kalkulationen angewiesen ist; drittens wird damit völlig schleierhaft, ob nun der „Sinn“ aus den historischen Erscheinungen abgeleitet wird oder der „Schaukraft“ entspringt, bzw. in welchem Verhältnis Empirie und „Intuition“ zueinander stehen; viertens huldigt Höfler gerade durch den Versuch, Zusammenhänge nachzuweisen, der kausal-mechanischen Rationalität, die er zuvor barsch zurückgewiesen hatte. Sein Forschungsansatz ist also nicht einmal konsequent durchgeführt, und er ist von logischen Paradoxien

durchzogen. Das Insistieren auf der „Intuition“ erweist sich als methodischer Kunstgriff, um ideologische Absichten zu kaschieren und wirkungsvoll zu lancieren.

So darf dann auch Höflers Belegfreudigkeit, bei der er es zweifellos zu erstaunlicher Virtuosität brachte, nicht als empirisch-kulturwissenschaftliches oder positivistisches Verfahren im modernen Sinne verstanden werden. Höfler diente die Quellen nicht als induktive Grundlage für die Theoriebildung, er stieg nicht vom Einzelnen zum Allgemeinen auf, sondern schlug in allen ihm wesentlichen Fragen den umgekehrten Weg ein, indem er für von vornherein feststehende und unverrückbare Lehrmeinungen nach Bestätigungen suchte. Er machte, um einen Begriff von Walter Benjamin aufzugreifen, die Vergangenheit zur „Hure“ seiner Dogmen.¹³⁰ Höfler stand auch gänzlich konträr zu Vorgehensweisen, wie sie etwa Karl Popper mit dem „kritischen Rationalismus“ entwickelte. Während Popper, geschult an Kants Erkenntnistheorie, aller faulen Selbstgewißheit vorhielt, sie möge sich der Offenheit der Theoriebildung bewußt werden, und forderte, Gegenpositionen zuzulassen, ja sogar nach Gegenbeweisen zu suchen (Falsifikationsmodell), gab sich Höfler selbstgerecht seinen „Intuitionen“ hin. Allein auf die Verifikation seiner Einfälle kam es ihm an, und er zitierte dafür Quellen aus den verschiedensten Jahrhunderten und zog Analogien zu unterschiedlichsten Kulturkreisen Europas und zum Teil auch anderer Kontinente.¹³¹ Die Ähnlichkeit mit Carl Gustav Jungs Methode der „Amplifikation“ ist nicht zu übersehen. So vielfältiges Wissen dabei zutage gefördert und ausgebreitet wurde: Durch die Mißachtung raum-zeitlicher Bezüge, durch die Maßlosigkeit und Beliebigkeit des Zugriffs und den fast manisch zu nennenden Zuschnitt der Stoffe auf fixe Ideen hat Höfler die elementaren Regeln des historischen Arbeitens verletzt und seine Forschungen selbst entwertet. Dies haben durchaus auch einige seiner Schüler erkannt und kritisiert.¹³²

Was für Höfler inhaltlich unanfechtbar feststand, war die Superiorität des „Ganzen“, der „Gemeinsamkeiten“, des „Organischen“ über das „Einzelne“, „Differierende“ und „Mechanische“. Bei der Betonung des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen konnte er sich auf den breiten Hintergrund der idealistischen, romantischen und konservativen Staats-, Rechts-, Gesellschafts- und Wirtschaftslehren berufen und vor allem auch auf den neoromantischen „Universalismus“ Othmar Spanns, der den „Vorrang des Ganzen vor dem Teil“ herausgestellt hatte. Spann deutete die Gesellschaft nicht als Funktion egoistischer Einzelinteressen, wie es die rationalistische und positivistische Soziologie getan hatte, sondern als „lebendigen Organismus“, als einen „geistigen Gliederbau“, in dem der einzelne Mensch im wesentlichen nurmehr als stofflicher Träger übergeordneter „Wesenheiten“ vorkam.¹³³ Auch Höfler ging es um solche kollektiven „Geistigkeiten“, die er allerdings nicht, wie Spann, maßgeblich um sachliche und aktuelle Probleme gruppiert sah (Arbeit, Wirtschaftsführung, Staatsführung etc.). Mit Rudolf Much führte Höfler die eigentliche Substanz solcher „Lebenseinheiten“ auf „uralte Lebensformen“, auf das heidnisch-germanische Altertum zurück. Und nicht die klaren Bedürfnisse des Überlebens (Nahrung, Kleidung, Behausung, Fortpflanzung), aus denen beispielsweise Tönnies die Willens- und Sozialformen

der „Gemeinschaft“ abgeleitet hatte, waren hier zuletzt ausschlaggebend, sondern die „dunklen Tiefen des Irrationalen“. Das „Unbegreifliche zu sehen, anzuerkennen und es zu ehren“, darauf kam es Höfler an.¹³⁴

Hatte Höfler mit der „Intuition“ methodisch auf die Kritik an der kausal-atomistischen Lebensdeutung reagiert, so berührte er mit seiner inhaltlichen Problemstellung dasselbe Thema. Die „irrationalen“ bzw. „a-rationalen“, „prälogischen“, „unbewußten“ Motive menschlichen Handelns wurden in der Philosophie, Soziologie und Psychologie gleichermaßen gewürdigt. Schopenhauer, Nietzsche und Bergson entwickelten sie unter den Begriffen „Wille“ und „Leben“. Tönnies stellte den a-rationalen „Wesenwillen“ gegen den berechnenden „Kürwillen“. Klages polarisierte Seele und Geist. Weber unterschied die Wertrationalität von der Zweckrationalität. Freud verdichtete das „Unbewußte“ in einem Punkt, der Libido. Über Carl Gustav Jung läßt sich dann geradewegs auf Höfler zusteuern. Denn auch Jung lokalisierte die „verborgenen Kraftquellen“ (Höfler) im Urzeitlichen, Kollektiven und Numinosen. Was zeitlos, kontinuierlich in uns wirke, seien gemeinsame Urerinnerungen, „Archetypen“, herrührend tief aus unserer Stammesgeschichte, welche wir wie einen „unsichtbaren Saurierschwanz“ hinter uns hertragen. Was bei Freud phallisch-individualistisch analysiert wurde, kam bei Jung als überhistorischer, kollektiver „Saurierschwanz“ daher. Explizit hat sich Höfler indes meines Wissens weder auf C. G. Jungs „Tiefenpsychologie“ noch auf Bergsons „élan vital“ oder Klages' „Seele“ berufen, sondern auf Nietzsches „dionysisches“ Prinzip und auf Muchs „ritualistische“ Altertumskunde.



Akademische Fechtkurse an der Kieler Universität 1937 (links der hauptamtliche Fechtmeister)

Quelle: Foto Urbahns

Kollektive „Geistigkeiten“ formen nach Höfler das Verhalten der Menschen, so daß diese weniger als selbständige, verstandesgeleitete Individuen erscheinen, denn als unmündige Erfüller eines übergeordneten Willens. Höfler verlegte die Entstehung der essentiellen Lebenskräfte in die „Urzeit“, allerdings nicht, wie Jung, in eine „fünfhunderttausendjährige“ Stammesgeschichte, sondern in das historische Altertum. Die heidnischen Germanen hätten den Wesenskern der deutschen Kultur geprägt, der bis zur Gegenwart Gültigkeit beanspruchen dürfe. Aber nicht alle Germanen und Germaninnen hätten gleichermaßen an dieser Sinnmünzerei Anteil gehabt. Nur die Männer, und zwar die im „Bund“ vereinigten „wehrhaften Männer“, die „exklusiven“ Kriegergemeinschaften, seien die Erzeuger unseres tiefsten kulturellen Sinns.¹³⁵ Höfler berief sich mit dieser Deutung vor allem auf Much und dessen Schülerin, Lily Weiser (1898-1987), die in ihrer 1926 vorgelegten Habilitationsschrift die kulturstiftende Bedeutung „altgermanischer Männerbünde“ herausgestellt hatte.

Mit dem Begriff der „Ekstase“ begab sich Höfler dann in eindeutig obskure Gefilde. Der „Männerbund“ beschrieb nämlich zunächst nur den quasi organisatorischen Kreis der kulturellen Sinnstiftung; darüber hinausgehend fragte Höfler nach den spezifischen Umständen, unter denen die Erzeugerkraft wirksam geworden sei. Während die „mythologische“ Richtung der „Wiener Schule“ den geistigen „Schöpfungsakt“ im Nebel der Vorzeit untergehen ließ, entwarf Höfler ein genaueres Bild: Im magischen Ritus, im „gespenstischen Kult“, im ekstatischen Treiben der Männer gewährte er die Quelle aller echten „religiösen, ethischen und historisch-politischen Kräfte“.¹³⁶ Während bei Jung die „unmittelbare religiöse Erfahrung“, also das Innwerden des Numinosen und das „Erlebnis“ der kollektiv-psychischen Grundmuster („Archetypen“), dann doch gewissermaßen pietistisch-individualistisch gefaßt blieb, nämlich als etwas, das jeder einzelne Mensch in sich und mit sich selbst abmachen muß, schwebte Höfler eine dionysisch-germanische Männer-Gruppendynamik vor, welche die „Kraftquellen“ der deutschen Kultur ins Leben gerufen hätte.

An romantische Vorstellungen anknüpfend, hatte Richard Wagner die höchste Ekstase, den Zustand mythischer Weltentrückung als erlösendes Sinnerlebnis in der Kunst dem begrifflichen Denken, dieser „dämonischen Versachlichung“, entgegen gehalten. Von Nietzsche war der orgiastisch-metaphysische Taumel, der „Schauer des Rausches“, als sinnstiftendes Prinzip in der Philosophie etabliert worden. Bei Nietzsche jedoch lagen diesem Begriff überaus tief sinnige erkenntnistheoretische Überlegungen im Anschluß an Kants kritische Philosophie zugrunde. Die Einsicht nämlich, daß über das „Ding an sich“ nichts Wahres und ewig Gültiges gesagt werden könne, daß folglich alle Weltdeutung allein menschliches Maß widerspiegeln würde und kein Anspruch auf absolute Geltung erhoben werden dürfe, diese Einsicht radikalisierte Nietzsche im Hinblick auf die intelligible Welt, im Hinblick auf das Reich der ethischen Grundlagen des sozialen Zusammenlebens. Er erkannte den subjektiven und mithin relativen Charakter aller Wertungen und moralischen Zielvorstellungen. Jederlei Wertsetzung ist danach human-perspektivisch und hat epistemologisch kein Recht, sich auf Gott, auf die Natur oder auf andere unbedingte Hintergründe zu berufen. Es ist unmög-

lich, einen objektiven Sinn des Daseins auszumachen; der Baum der Erkenntnis trägt lediglich irdische Früchte. War somit jeglicher Wert als subjektiv und perspektivisch durchschaut (Nihilismus), so führte Nietzsche auch die Wertschöpfung, den Akt der Sinnstiftung auf individuelle Erlebnisse zurück: Seine Interessen und Absichten entdeckt der Einzelne in sich selbst, und zwar am ehesten im Zustand der ekstatischen Entrücktheit, in der dionysischen Versenkung, wenn die Trugbilder des Marktes und der Autoritäten zurücktreten. Nietzsche dachte vor allem an musikalische und andere künstlerische Verzückungen im Sinne eines „*metaphysischen Trostes*“.

Es ist hier nicht der Ort, das dionysische Prinzip Nietzsches im einzelnen darzulegen. Ludwig Klages hat daran mit seiner Lehre vom „Geist als Widersacher der Seele“ angeknüpft, wonach die technisch-instrumentelle Vernunft (Geist, Logos, Tatwille) die Verantwortung trägt für die Entleerung der dionysisch-erotischen Potenzen und mithin für die Zerstörung des Lebens (Seele), während die ekstatisch-rauschhafte Einfühlung die Rolle der lebensadäquaten Wahrnehmung vertritt. Auch Freuds „Libido“ läßt sich ohne Nietzsches Dionysos nicht verstehen. Er ist außerdem implizit wohl Adornos Begriff der ästhetischen „Erschütterung“, in der sich die „*Verhärtung in der eigenen Subjektivität*“ als schmerzliches Innenwerden „*wahren Glücks*“ unter „*Weinen*“ löst.

Hatte jedoch schon Wagner das mythisch-rauschhafte Erlebnis im wesentlichen in einer völkischen Selbstberauschung und Selbstsucht aufgehen lassen, so wurde Nietzsches erkenntnistheoretisch hoch-komplexer Begriff der Ekstase von Höfler in schier unerträglicher Weise banalisiert. Was die deutsche Kultur im Inneren über Jahrtausende hinweg zusammengehalten und angetrieben hat, waren danach in männlicher Trance gezeugte Grundkräfte. Der „*élan vital*“ wurde auf den Moment einer rauschhaften Sinnstiftung und die dabei hervorbrechenden Energien reduziert. Das letzte Motiv dafür sah Höfler nun nicht, wie etwa die psychoanalytischen Sinndeuter, im Eros oder im Machttrieb oder in einer polymorph-perversen, pandämonischen Libido begründet. Das große „Unbegreifliche“, das der Männerbund im Ritus versinnlicht habe, das große Erklärungsdefizit, das er aufgefüllt habe, sei das Geheimnis des Lebens schlechthin, nämlich sein unabwendbares Ende: der Tod und seine Unzugänglichkeit für den wachen Verstand. Den schöpferischen Dionysos Nietzsches, den Lebensstrom, „das Lachen“, Bergsons das „*Urlied der Landschaft*“ (Klages) verwandelte Höfler in ein dunkles Erschaun vor dem Tod, in eine Theorie des Abgrunds und der ihm verpflichteten kulturellen Brücken.

Der „*Mittelpunkt des germanischen Lebens*“, das Wesen des Ritus sei der „*Totenkult*“, der die irdisch-alltäglichen Wahrnehmungsgrenzen in der Ekstase einzureißen und somit transzendente Erlebnisse zu erreichen trachte. Die rauschhafte Entrücktheit erlaubt danach tatsächlich den wechselseitigen Grenzübergang der Lebenden ins Jenseitige und der Toten ins Reich der Erscheinungen.¹³⁷ Die Dämonenmaske symbolisiert das Zusammentreten beider Sphären. Ihre Fratzenhaftigkeit ist diejenige des Todes, und ihre Träger gehorchen, versunken tanzend, keinem weltlichen Rhythmus, sondern geben dem Toten die Ehre, sich in ihrer Gestalt mitzuteilen. Der Kultus ist hier gedacht als höhere Form der Mimesis, als „*Verwandlungs-*

kult“, als Übertritt ins Irrationale wie auch als „*Einbruch des Irrationalen*“ in die Wirklichkeit, als gegenseitige Rückverbindung („*re-ligio*“) und Rückversicherung von Licht- und Schattenreich.¹³⁸ Höfler konstruierte also ein magisch-religiöses Urerlebnis, das er nicht in die Hände einzelner Schamanen oder Priester oder „*Übermenschen*“ legte, sondern einer in der Ekstase egalitären Kriegergemeinschaft zuschrieb. Aus dieser Betonung des urgermanischen und gemeinschaftlichen Erlebnisses ist übrigens Höflers rezeptive Abstinenz von C. G. Jung und Höflers in letzter Konsequenz distanzierte und ablehnende Haltung gegenüber Nietzsche zu verstehen. Denn bei Jung blieb das archetypische „*Erlebnis*“ auf den einzelnen Menschen beschränkt. Und Nietzsche hatte den dionysischen Rausch als ein individuelles Erlebnis konzipiert. Es fügte sich also gerade nicht in die Ordnung des Ganzen, auf die es Höfler ankam, und es war darüber hinaus historisch nicht an eine bestimmte Epoche, biologisch nicht an eine bestimmte „*Rasse*“ und phänomenologisch nicht an einen bestimmten Ausdruck (Tod) gebunden.

Die Bedeutung der Sinnstiftung im Totenkult ist nach Höfler in erster Linie nicht in Ritualen, Symbolen und Dogmen zu sehen, die ja erst im zweiten Schritt daraus hervorwachsen. Höfler entwickelte eine eigene Variante lebensphilosophisch beeinflusster Kirchen- und Religionskritik. So war von Richard Wagner und Nietzsche die lebenshemmende, ja -abschneidende Konsequenz des Christentums und der kanonisierten Theologie aufgedeckt worden. Klages sah im Christentum den Wegbereiter für die blinde Zerstörungswut des „*Logos*“. C. G. Jung bezeichnete später die „*kodifizierten und dogmatisierten Formen religiöser Erfahrungen*“ als „*religiöses Gerede*“, als „*äußerliche Politur*“ und die ganze „*christliche Kultur... in erschreckendem Ausmaß als hohl*“, während es doch zuerst auf das „*Erlebnis*“ des Archetypischen ankomme. Höfler ging nun noch weiter. Er stufte auch die Mythen und Sagen, in denen beispielsweise Wagner (und die mythologische Richtung der „*Wiener Schule*“ der Germanistik schloß sich dieser Deutung an) den „*Gestaltungstrieb des Volkes*“, die reine, ursprüngliche, völkische Schöpferkraft in Wirkung gesehen hatte, zu etwas Sekundärem zurück. Der Ritualist Höfler hielt die Mythen und Sagen genauso wie die religiösen Lehren und Liturgien gleichsam für einen Aufguß, für einen mehr oder weniger intensiven und geordneten Abklatsch des wahren kultischen Zentrums, der ursprünglichen Kulmination, nämlich des „*Einswerden mit den Toten*“. Das dunkle transzendente Erlebnis ist bei Höfler das Primäre, und alles, was sich daran anschließt, also die Bebilderung, Darstellung, Nacherzählung, Nachahmung des kultischen Einbruchs, ist nur ein inadäquater Ausdruck des Mysteriums. Das Erlebnis, der Ritus, geht dem Ausdruck, dem Mythos, voran.¹³⁹

Höfler wendete die transzendentaltheoretische Trias „*Erleben-Ausdruck-Verstehen*“ Wilhelm Diltheys ins Transzendente. In der Tradition Kants stehend, hatte Dilthey das „*Ding an sich*“ für unerkennbar gehalten, hingegen die Konstruktion der Erscheinungswelt nicht aus den reinen Anschauungs- und Denkformen allein abgeleitet. Die Phänomene seien uns durch unsere „*ganze Menschennatur*“ gegeben, also durch kausales Denken genauso wie durch Fühlen und Wollen und andere Lebenskräfte. Unter dem Begriff „*Erlebnis*“ entwickelte Dilthey dieses

spontane Bilden und Erfassen von Sinnzusammenhängen aus der „*ganzen Breite*“ menschlicher Wahrnehmungsmöglichkeiten heraus, wobei er die Art und Weise des Erlebens in einer bestimmten Epoche als historisch bedingt, als von Überlieferungen und Umständen abhängig auswies. Jede geschichtliche Entwicklungsstufe stellt also das Menschenwesen von einer spezifischen Seite dar, und erst am Ende aller Tage wird sich die humane Seele ganz veräußerlicht haben. Damit würdigte er, und Max Weber folgte ihm darin, die a-rationalen Elemente der Erfahrung. Höfler indes setzte sich über solche epistemologischen Feinheiten grob hinweg, indem er strenge historische, soziale, ästhetische und biologische Eingrenzungen vornahm. Er ging nicht, wie Nietzsche und Dilthey, von der Unerkennbarkeit des Transzendenten und von der Pluralität des transzendentalen Erlebens in Raum und Zeit aus. Das „*echte*“ und „*wahre*“ Erlebnis war ihm ein metaphysisches Erlebnis, und dieses verlegte er ins germanische Altertum. Nur die dort angeblich erfolgte kollektiv-rituelle Sinnggebung hielt er für allgemeinverbindlich, während er spätere und individuelle Ausdrucksformen der Verwässerung und „Zersetzung“ des Ursinns bezichtigte.¹⁴⁰

Auf solcher germanophilen Beschränktheit beruht auch sein viel diskutierter Kontinuitätsgedanke. Was beispielsweise im Bergson'schen Vitalismus optimistisch angelegt war, nämlich als lebendiger, vielfältiger Einfluß der kontinuierlichen Lebenskräfte („*durée*“) auf die statische soziale Maschinerie, verkam bei Höfler unter dem Einfluß Muchs (und Jungs?) zu einer eindimensionalen, rückwärtsgewandten Germanenideologie. Während Jung den Lebenssin auf diluviale, psychisch-kollektive „Archetypen“ zurückführte, ging Höfler von Urerlebnissen der Germanen aus. Der im Altertum ekstatisch gezeugte Sinn sei das „*eigentlich Eigenlebige der Geschichte*“, sei die Substanz, die sich in der germanischen Welt, ungeachtet ihrer spezifischen sozialen Formen, immer wieder Bahn breche, beispielsweise in den mittelalterlichen Zunft- und Gildebräuchen oder in den Initiationsriten unterschiedlichster Gruppen oder im Fastnachts- und anderen volkstümlichen Brauchtum bis heute hin.¹⁴¹ Es ist nicht eine bunt-schillernde Lebenskraft oder gar eine dynamische „*ganze Menschennatur*“, die die Basis für Höflers „*Kontinuität*“ bildet, sondern ein „*uralter*“, „*dunkler*“, im Kern „*unbegreiflicher*“, „*ungeheurer*“, „*gespenstischer*“ Totenkultus.

Darin offenbart sich ein zutiefst pessimistischer Zug, zwar nicht der Pessimismus Spengler'scher Prägung, den Höfler strikt zurückgewiesen hat, weil er den kulturellen Untergang als unabweisbares Fatum hinstellte, aber ein Pessimismus des geschlossenen Horizonts. Denn die Dynamik des Lebens bleibt ganz und gar auf den Tod bezogen. Der zentrale Gehalt der Kultur ist an den Abgrund gefesselt, erlaubt nicht, allen Gefahren zum Trotz, den luftigen Höhenflug des Ikarus, nicht die Selbstentfaltung des Lebens aus ureigenstem Elan und nach eigenen Regeln. Höfler predigt eine Metaphysik ohne Hoffnung: Zu freiem Flug kann sich die Eule der Minerva hier niemals erheben, da die „*toten Ahnen*“ alle „*echten*“ Träume und Regungen füllen und somit alle Entfaltungskraft in die Tiefe ziehen.

„*Ritus*“ und „*Kontinuität*“, die Höfler gegen das atomistische Weltbild und seine Konsequenzen, nämlich die Erstarrung der Wirklichkeit zur leblosen Maschinerie, aufgeboten hatte, gerieten ihm auf diese Weise selbst zum Mittel, die

Kultur und ihre Entwicklung stillzustellen und einzufrieren. Das Leben erstirbt im altgermanischen Totenzauber, dessen konkrete Gestalt und geistige Ausprägung bezeichnenderweise Weise unscharf gezeichnet bleiben. So wird hier nicht Aufklärung betrieben, sondern Verdunkelung, Verheimlichung, Irreführung, also Mystifikation und Entmündigung. Und was sich diesem eigentümlich verschlossenen Kern nicht fügen will, wird verleugnet oder geschmäht. Den trunkenen Totentanz der Germanen zur Grundsubstanz der deutschen Kultur zu erklären, spottet durch entschiedene Einfallslosigkeit, durch eine geschmacklose Ästhetik und durch die unzweideutig reaktionäre Absicht allen ernsthaften philosophischen und soziologischen Bemühungen des 19. und 20. Jahrhunderts, das A-Rationale gegen die kalte Berechnung und den Kapitalismus in Schutz zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß Höflers Bild des heidnischen Germanentums und seiner „*Kontinuität*“ schon früh empirisch angezweifelt wurde.¹⁴²

Geradezu unerträglich muß dann auf heutige Leser der letzte Schluß wirken, den Höfler zog, nämlich die biologisch-rassistische Fundierung seines ganzen Lehrgebäudes. Für Höfler stand außer Zweifel, daß die besondere Art und Weise des germanischen Kultus auf genetische Anlagen zurückzuführen sei. Das spezifische rituelle Erlebnis unter Germanen wurde zum Ausdruck des Erbguts, und Höfler ließ keinen Zweifel daran, daß der angeblich daraus hervorgewachsenen nordeuropäischen Kultur der höchste Rang unter den Kulturen der Völker gebühre. Juden hielt er für „*Verhöhner aller Werte und Zersetzer aller Bindungen*“, Russen, Polen und Tschechen für „*freche*“ „*Slawentypen*“, denen am besten mit der „*Peitsche*“ beizukommen sei.¹⁴³

In Anbetracht solcher Äußerungen ist einleuchtend, daß Höflers Volks- und Altertumskunde nach 1945 durch kritische Germanisten, Ethnologen und Historiker als von überaus fraglichem wissenschaftlichen Wert und zweifelhaftester politischer Provenienz und auch als rassistische Ideologie bezeichnet wurde.¹⁴⁴ Selbst Schüler und Anhänger Höflers kommen nicht umhin zu konzedieren, daß er „*in der Einschätzung der Juden mit der nationalsozialistischen Ideologie im wesentlichen konform ging*“ und daß er mit seiner männerbündischen Fixiertheit der „*Ideologie des Dritten Reiches... entgegenkam, besonders dem Selbstverständnis seines elitärsten Männerbundes, der SS Himmlers*“.¹⁴⁵ Höfler hat also den nationalsozialistischen Kriegerrotten ein wesentliches Argument für ihre pseudo-wissenschaftliche Identitätsbildung geliefert, indem er die „*Vereinigung der wehrhaften Männer*“ zum „*sozialen Grundtypus*“ der deutschen Kultur erklärte. Nicht aus der Familie, der Hausgemeinschaft oder der Sippe seien die wichtigsten kulturellen Impulse hervorgegangen, sondern aus dem „*aristokratischen, kriegerischen, exklusiven Geist*“ der „*Männerbünde*“ habe sich das religiöse und ethische genauso wie das staatliche, rechtliche, politische und wirtschaftliche Leben wesentlich entwickelt.¹⁴⁶ Mit solchen Spekulationen fand Höfler vor allem in der SS Anklang, die ein besonderes Auserwähltheitsgefühl und eine Ordens-Mentalität vorführte.¹⁴⁷ Wie Höfler in den „*wehrhaften Männerbünden*“ den historisch entscheidenden Sinnstifter ausgemacht zu haben glaubte, so sah Himmler in seiner Truppe den neuzeitlichen Erben einer vermeintlich bewährten altgermanischen Sozialform. Die „*wehrhaften politischen Mannschaftenverbände*“, schrieb das SS-

Zentralorgan „Schwarzes Korps“, hätten zuletzt in der Schutzstaffel „herrliche Gestalt“ gewonnen. Die SS sollte nach Himmler eine der „Kasten-, Klassen- und Familienwelt“ überlegene Keimzelle sein, um „alle großen Aufgaben der Zukunft zu meistern“ und den „neuen Menschentypus zu schaffen“.¹⁴⁸

Mit Höfler war der Vorrang der soldatischen Mannschaft vor der Familie und vor allen anderen gesellschaftlichen Gruppen sowie die Gültigkeit germanischer Sinnstiftungen bis in die Gegenwart hinein gerechtfertigt. Und noch ein dritter Punkt kam hinzu, der der Germanophilie des Reichsführers SS schmeicheln mußte: die von Höfler propagierte „politische Gestaltungskraft“ des frühen Germanentums. Im Gegensatz zur vorherrschenden Altertumskunde und Mediävistik betrachtete Höfler die heidnischen Germanen nicht als „Barbaren“, denen erst der römische und christliche Einfluß die Zivilisation ermöglicht habe, sondern er stellte ihre „gigantische historisch-politische Leistung“ heraus. Die Zurückdrängung Roms sei keine „Katastrophe“ gewesen, im Gegenteil, erst dadurch hätten die Germanen sich zu „ordnenden Neugestaltern Europas“ aufschwingen können.¹⁴⁹

Auch das Bild einer „altgermanischen Verfallskultur“, das Bernhard Kummer gezeichnet hatte, wies Höfler schroff ab und verurteilte es als „ungerechte wissenschaftliche Beraubung unserer Vergangenheit“. Im Grunde führte er sämtliche politischen und rechtlichen Institutionen des nordeuropäischen Mittelalters auf die schöpferische Kraft germanischer Männerbünde zurück, und sein Fanatismus ging so weit, die Reichsinsignie des Schwertes von einem christlichen zu einem heidnischen Symbol, nämlich des altgermanischen Wodankultes, umzudeuten.¹⁵⁰ Auch für Himmler war es eine unerträgliche Vorstellung, die deutsche Geschichte aus einer römischen Kulturinitiation herzuleiten und alles Vorhergehende als „Barbarei“ zu deklarieren. „Ewiger und älter als Rom, ewiger und älter ist Deutschland!“, behauptete er und forderte, die Zeugnisse dafür vor allem „aus den Sagen und aus dem Boden“ zu holen und daraus, wie Ackermann schreibt, „eine lückenlose Tradition von den vorgeschichtlichen Germanen bis zu den Tagen des Dritten Reiches“ zu rekonstruieren.¹⁵¹ Das aber war genau Höflers Kontinuitäts-Programm.

Die meisten Interessenschwerpunkte, die Höfler in seiner Volks- und Altertumskunde wählte, betrafen den Kernbereich der SS-Ideologie. Die Stärkung des „germanischen Selbstbewußtseins“ (Höfler) mittels einer Kontinuitätslehre sowie die Verklärung der Männerbünde und ihrer Schöpferkraft standen jeweils im Vordergrund. Höfler konstatierte, das Thema „Kontinuität“ sei nicht irgendein Problem, sondern dabei gehe es „um letzte Fragen unserer Geschichtshehre“.¹⁵² Und ebenso stimmten Höfler und Himmler in ihrer antiklerikalen Grundhaltung überein. Die religiöse und ethische Sinnstiftung war nach Höfler nicht messianisch erfolgt, sondern rituell, im ekstatischen Totenkult der Germanen. Seine eigentliche Kraft habe dieser Urglaube, auch wenn er christlich überformt worden sei, im männerbündischen Brauchtum unterschiedlichster Gruppen bis heute bewahren können.¹⁵³ Kaum zu unterscheiden davon ist die Argumentation Himmlers. Auch er beklagte die „Überlagerung“ der ursprünglich germanisch-rassischen Sinnbilder und Schöpferkräfte durch das Christentum; und auch er bot den Ahnen- und

Totenkultus gegen den Klerus auf. „Der schlimmste Hieb, den das Christentum an unsere Wurzel gelegt hat, ist der Hieb gegen die Ahnen und die Ahnenverehrung gewesen“, behauptete Himmler 1937 ganz im Sinne Höflers. Um die dadurch verschütteten Antriebe freizulegen, sollten in der SS männerbündische Riten (Initiationen, Weihen, Festbräuche etc.) statt kirchlicher Liturgien aufleben.¹⁵⁴ Bei Himmler wie bei Höfler trat an die Stelle eines persönlichen Gottes ein rassistischer Pantheismus, der Glaube an eine höchste Substanz, die in den Genen der Germanen ihren typischen und edelsten Niederschlag gefunden habe und sich mittels dunkler Männerriten ihren adäquaten Ausdruck verschaffe. Höflers Lehre vom „Totenkult“ ließ sich durchaus auch als Apologie des gespenstischen männerbündischen Treibens im „Orden unter dem Totenkopf“ verwenden.

Darüber hinaus hatte Höfler dem Reichsführer SS zugkräftige Argumente für seine Idee von einem „Großgermanischen Reich“ zu bieten. Himmler träumte von einem „Reich der Rasse“, von der Begründung eines Imperiums, das alle germanischen „Stämme“ vom Nordkap bis zu den Alpen umfassen sollte.¹⁵⁵ Doch das „Blut“ konnte als alleiniger gemeinsamer Nenner realpolitisch kaum ausreichen. Zur Sympathiewerbung für diese Pläne bedurfte es, allen politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen Unterschieden der europäischen Nationen zum Trotz, eines übergreifenden kulturellen Bezugspunkts; und den hatte Höfler in unvergleichlich eindeutiger Form entwickelt. „Männerbund“ und „Totenkult“ waren danach die allumspannenden Gemeinsamkeiten, welche die germanischen Völker kontinuierlich über Jahrtausende und Ländergrenzen hinweg zusammengehalten hätten. Auf das äußere Erscheinungsbild der Kulturen komme es nicht in erster Linie an. Der „tieferer Sinn“, die verborgene „ungeheuerer Gemeinschaftskraft“ sei das Entscheidende. Diese Urkräfte und Urformen gelte es freizulegen, um insbesondere Nordeuropa „für einen freien, ehrenvollen Dienst an einem großgermanischen Reich zu gewinnen“.¹⁵⁶ Höfler rechtfertigte also zum einen Himmlers Soldaten- und Germanenmanie und zum anderen seine imperialistischen Wahnideen. Höflers Volks- und Altertumskunde ist daher nicht nur in Rand- oder in Teilbereichen, wie seine Anhänger vorgeben¹⁵⁷, sondern ihrem ganzen Wesen nach, durch und durch als nationalsozialistisch zu bewerten.

Die Betrachtung seiner organisatorischen Aktivitäten bekräftigt dieses Urteil.¹⁵⁸ Höfler trat mit 21 Jahren der sogenannten Ordnertruppe bei, aus der 1922 die Wiener SA hervorging. Dieser habe er „vom ersten Tag ihres Bestehens an“ zugehört. Höfler beteiligte sich am „aktiven Dienst“ anlässlich von Versammlungen („Saalschutz“). Dabei habe er, so brüstete er sich im März 1938, „Dutzende von Malen für Adolf Hitler“ seinen „Kopf riskiert“.¹⁵⁹ Seit 1921 gehörte er außerdem dem „Wiener akademischen Verein der Germanisten“ an, „der von seinen Mitgliedern schriftliche, ehrenwortliche Erklärungen deutsch-arischer und deutsch-völkischer Gesinnung“ (Höfler 1937 c) verlangte. Als Angestellter des schwedischen Staates konnte er zwischen 1928 und 1934 der NSDAP nicht beitreten, wie er in seinem Lebenslauf anlässlich der Bewerbung an die Münchner Universität bedauerte. Den Schritt in die Partei tat er im Dezember 1937 (rückdatiert auf den 1. Mai 1937).¹⁶⁰ Die „Kultischen Geheimbünde der Germanen“ hatten ihm allerdings schon 1934 erstmals ein lebhaftes Echo in nationalsozialistischen Kreisen

verschafft. Daß er „*sehr schnell den Ruf nach Kiel erhielt*“ (1934), schreibt Birkhan, hätte er dieser Arbeit, aber vor allem einer Intervention Heinrich Himmlers zu verdanken gehabt, der „den ‚Kultischen Geheimbünden‘ besonderes Verständnis entgegenbrachte“.¹⁶¹

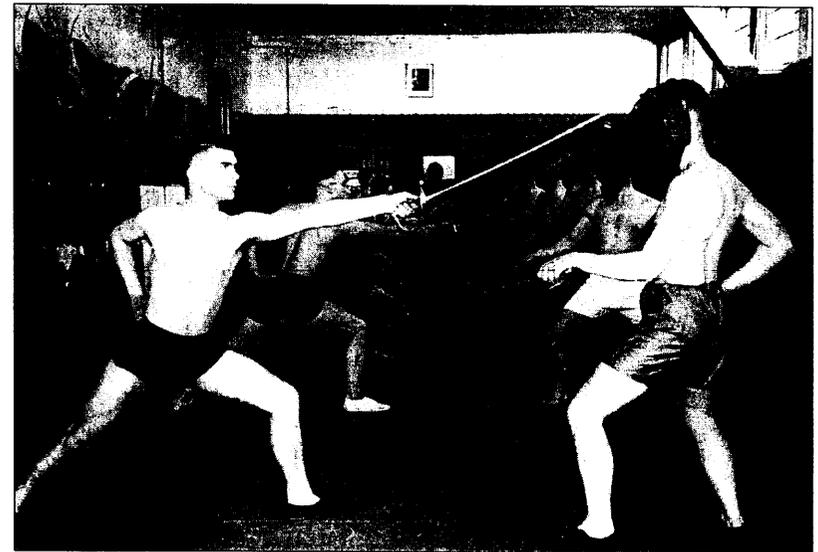
Im Kräftefeld der konkurrierenden nationalsozialistischen Wissenschaftsorganisationen fand Höfler seinen Bezugspunkt im „SS-Ahnenerbe“ und darüber hinaus in Walter Franks „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ (RI). Die persönlichen Umstände und Einzelheiten dieser Entscheidungen sind noch nicht erforscht worden und gehen aus den durchgesehenen Quellen nicht hervor. Nach Heiber wurde Höfler im September 1936 von Frank, der vor allem junge Wissenschaftler als Hoffnungsträger der nationalsozialistischen „Revolution“ an sich zog, in den „Sachverständigenbeirat“ des RI berufen. Er fungierte dort als „*Mittelsmann... zur germanistischen Disziplin und zugleich als Kenner der nordischen Länder*“.¹⁶² Als intellektuelles Zugpferd des Reichsinstituts präsentierte sich Höfler im Juli 1937 in Erfurt auf dem einzigen deutschen Historikertag, der während der NS-Zeit stattfand und der von Frank und seinen Mannen dominiert wurde. Höfler hielt den Vortrag über „Das germanische Kontinuitätsproblem“, der während des Kongresses leidenschaftlich (vor allem von Bernhard Kummer) kritisiert wurde. Die Historiker teilten sich in zwei Lager, in, wie es im Jargon der Zeit hieß, die „*Höflinge*“ und die „*Kümmerlinge*“. In der Presse fand Höfler aufgrund der Empfehlungen durch das RI und durch das „SS-Ahnenerbe“ einen überwiegend positiven Anklang.¹⁶³

Auf der vierten Jahrestagung des RI im Herbst 1938 in Berlin vertiefte Höfler seine Kontinuitätsvorstellung am Beispiel des „deutschen Kaisermythos des Mittelalters“.¹⁶⁴ Ein letztes Mal, soweit ersichtlich, trat Höfler im Juli 1939 im Rahmen des RI in den Vordergrund, und zwar anlässlich der Jahrestagung der „Abteilung Judenfrage“ in München. Hier hielt er das Referat über „Friedrich Gundolf“, der übrigens der Doktorvater von Joseph Goebbels gewesen war. Höfler gab sich als heftiger Antisemit zu erkennen. Der jüdische Geist könne selbst dort, wo er „*schöpferisch werden möchte*“, „*nichts wirkliches schaffen*“. Überall und immer wirke er „*rein zersetzend*“. Dem protokollführenden SS-Obersturmführer Löffler gingen solche Ausfälle allerdings noch nicht weit genug. Er kommentierte, Höfler lasse es am „*politischen Willen*“ mangeln, „*die letzten Konsequenzen zu ziehen und das verheerende Wirken Gundolfs auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft herauszustellen*“.¹⁶⁵ Der grobgeistige Löffler hatte ganz offensichtlich Höflers wissenschaftliche Intentionen nicht verstanden. Es sei „*in jeder Beziehung wünschenswert*“, hatte dieser im August 1938 an den Geschäftsführer des „SS-Ahnenerbes“, Wolfram Sievers, geschrieben, „*dass die wissenschaftlichen Bemühungen nicht vermischt werden mit populären*“ Bekenntnissen.¹⁶⁶ Die subtile Forschungsarbeit hielt Höfler für weitaus wirkungsvoller als die derbe Agitation.

Nur kurze Zeit nach der Gründung des „SS-Ahnenerbes“ näherte sich Höfler dieser Organisation an, die strenger als etwa die Rosenbergianer auf Wissenschaftlichkeit hielt und für deren großgermanischen Imperialismus er, wie gezeigt, die passenden kulturhistorischen Klischees bereithielt. Wann die Verbindungen aufgenommen wurden, ist unklar. Birkhan hat schon für die Zeit vor

Gründung des „Ahnenerbes“ eine intensive Förderung Höflers durch Himmler über dessen Mittelsmann und Rektor der Münchner Universität, Walther Wüst, konstatiert (im Zusammenhang mit der Berufung nach Kiel).¹⁶⁷ Für das Frühjahr 1937 sind erneut enge Kontakte dokumentiert. Höfler plante zu dieser Zeit eine Tagung über die „Geschichte der germanischen Gemeinschaftsformen“ in Kiel und suchte bei Sievers um Unterstützung nach. In seinem Entwurf nahm er die Hypothesen, die er einen Monat später auf dem Historikertag vortragen sollte, vorweg und weckte das Interesse der SS, indem er die Superiorität des Germanischen über das Römische und die Rolle der Männerbünde hervorhob. Sievers sagte daraufhin die Förderung durch das „Ahnenerbe“ und die Teilnahme seines Präsidenten Wüst zu.¹⁶⁸ Ganz offensichtlich stand Höfler schon zu dieser Zeit in SS-Kreisen ganz oben. Denn noch vor der Kieler Tagung, die für den September 1937 in Aussicht genommen worden war, berief ihn Himmler in den „Forschungsrat“, den obersten wissenschaftlichen Beirat des „SS-Ahnenerbes“.¹⁶⁹

Bei dieser Zusammenarbeit mit dem „Ahnenerbe“ bewährte sich Höfler so gut, daß Wüst den Kieler Germanisten unbedingt näher an sich ziehen wollte. Höfler sei „*einer der wenigen germanistischen Sachkundler von Rang*“ und auf seinem Gebiet „*völlig unersetzlich*“, schrieb Wüst am 15. Oktober an den Reichsführer SS. Er brauche ihn dringend in München. Zwar wandte die Kieler Hochschule ein, daß sie Höfler „*wegen seiner engen Beziehungen zu Skandinavien nicht entbehren*“ könne, aber Himmler regulierte die Angelegenheit im Sinne des „Ahnenerbes“. Am 29. Oktober ersuchte er den Reichserziehungsminister Rust um die



Fecht-Übungen der Kieler Studenten 1937.

Quelle: Foto Urbahns

alsbaldige Versetzung Höflers, um ihn „im Rahmen der Kulturarbeit der SS“ und „massgeblich bei der Erschließung des germanischen Erbes“ einzusetzen. Rust sagte die Berufung zu, die aber aus organisatorischen Gründen frühestens im April 1938 geschehen könne und tatsächlich erst im August 1938 erfolgte.¹⁷⁰ Übrigens war dieser „Lehrstuhl für Germanische Philologie und Kulturgeschichte“ (Rust) nicht neugeschaffen worden, sondern aus dem „Lehrstuhl I“ für Philosophie hervorgegangen. Nach der Entlassung des jüdischen Philosophen Richard Höningwald hatten sich Fakultät und Ministerialbürokratie nicht auf einen Nachfolger einigen können, so daß Rust das Ordinariat kurzerhand umwidmete.¹⁷¹ Die Zuordnung zum Machtbereich der SS war außerdem ein Zeichen für die Zurückdrängung der Rosenbergianer von den Universitäten durch Himmlers Seilschaften.

Höfler hatte bei seiner organisatorischen Wahl gleichsam auf das kräftigere Pferd gesetzt; und mit dem „Ahnenerbe“ unterm Rücken ging er nun gegen seine wissenschaftlichen Widersacher vor. Insbesondere ein Mann bekam seine so gewonnene Macht zu spüren: der Privatdozent und Lehrbeauftragte für Nordische Philologie an der Universität Jena, Bernhard Kummer.¹⁷² Kummer war zwar „Parteigenosse“ und ein genauso großer Germanen-Fetischist wie Höfler, aber er lehnte dessen Kontinuitätstheorie strikt ab. Er entwarf ein heidnisch-germanisches Arkadien, an das jetzt wieder angeknüpft werden müsse. Die 2000 Jahre dazwischen bezeichnete er als dekadente Verfallskultur. Nur auf Island habe sich wegen der Insellage das Germanische in seiner Reinheit länger halten können. Kummer hatte mit diesen Spekulationen bei Rosenberg Anklang gefunden und sich in dessen Schutz begeben. Rosenberg, der zu dieser Zeit versuchte, seine Linie auch an den Universitäten zu etablieren, konnte sich aber 1934 bei der Neubestellung des germanistischen Lehrstuhls in Kiel mit seinem Kandidaten Kummer gegen den SS-Günstling nicht durchsetzen, obwohl er sogar die Studentenschaft gegen den Höfler aufmarschieren und demonstrieren ließ.¹⁷³ Nach dieser Niederlage preschte Kummer auf ideologischem Feld um so stärker vor. Nachdem Höfler Kummers Buch über „Midgards Untergang“ 1934 vernichtend rezensiert hatte, geißelte nun Kummer Höflers Werk über die „Kultischen Geheimbünde“ in zwei Artikeln als wissenschaftlich unhaltbar und als reaktionär. Höflers weltanschauliche und politische Haltung sei zweifelhaft und seine Berufung nach Kiel ein Verstoß gegen die Interessen des NS-Staates. Höfler verwahrte sich zwar im November 1935 beim Reichserziehungsminister gegen diese Anwürfe, mußte jedoch vorerst, da er noch keine schlagkräftige Hausmacht besaß, stillhalten.¹⁷⁴

Im Juli 1937 eröffnete Kummer erneut die Angriffe. Auf dem Erfurter Historikertag trat er als exponiertester Gegner Höflers auf, und in demselben Monat veröffentlichte er in den von ihm herausgegebenen „Nordischen Stimmen“ den Artikel „Irrtümer um Germanien“, eine Abrechnung mit Höfler, in der der Rosenberg-Mann allerdings auch einige Seitenhiebe auf das „SS-Ahnenerbe“ austeilte und deren Funktionäre mehr oder weniger offen als „Raben“ titulierte. Da Rosenbergs kulturwissenschaftlicher Einfluß zu dieser Zeit, im Vergleich zu demjenigen Himmlers, schwächer war, erlebte Bernhard Kummer ein böses Erwachen. Höfler wandte sich an Sievers mit der ersten Mahnung, hier gehe es um „letzte Fragen

unserer Geschichtsehre“. Der „Germanenbernhard“ dürfe den „nordischen Gedanken“ nicht länger zur „Herabsetzung der deutschen Geschichte“ mißbrauchen. Die kecke Wortwahl und die wie selbstverständliche Direktheit dieses Schreibens zeigt übrigens, wie eng und vertraut das Verhältnis zwischen Sievers und Höfler inzwischen geworden war. Das „Ahnenerbe“ reagierte, indem es einen Strafantrag gegen Kummer lancierte und Höfler empfahl, den Reichserziehungsminister um Hilfe zu bitten. Rosenbergs Einfluß reichte zu diesem Zeitpunkt nicht aus, ein Gegengewicht zu bilden. Kummer sah sich im Frühjahr 1938 gezwungen, seine Vorwürfe gegen Höfler zu widerrufen, die Schriftleitung der „Nordischen Stimmen“ niederzulegen und eine öffentliche Ehrenerklärung für das „Ahnenerbe“ und den Reichsführer SS abzugeben. Daraufhin wurde das Strafverfahren eingestellt. Kummer wagte nun keine neuen Angriffe mehr. Er war dem Machtkampf zwischen dem „Amt Rosenberg“ und dem „SS-Ahnenerbe“ zum Opfer gefallen und bekam die relative Schwäche seines Protektors auch in den folgenden Jahren dadurch zu spüren, daß die SS-Leute im Einvernehmen mit Höfler seine Berufung auf einen Lehrstuhl zu verhindern wußten. Erst 1942 erhielt er ein Ordinariat in Jena.

Größere Dienste leistete Höfler dem „Ahnenerbe“ im Frühjahr 1938 anlässlich der Einverleibung Österreichs. Er lieferte Sievers einen vertraulichen Bericht über die dortigen Volks- und Altertumskundler etc., die er für die Kulturarbeit der SS für brauchbar hielt. Insbesondere empfahl er den Much-Schüler Richard Wolfram, der daraufhin mit dem Aufbau der „Abteilung für germanisch-deutsche Volkskunde“ in Salzburg beauftragt wurde. Sievers dankte Höfler für seine „aufklärenden und sehr wichtigen Angaben“ und sicherte ihm zu, daß er „über die Wahrung der Vertraulichkeit durchaus beruhigt sein“ dürfe. Die „Fingerzeige“ seien „sehr wertvoll für unseren Aufenthalt in Wien“.¹⁷⁵ Es läßt sich also festhalten, daß Höfler für die personellen Hintergrundinformationen gesorgt hatte, die dem „SS-Ahnenerbe“ einen zügigen Aufbau insbesondere seiner volkskundlichen Kulturarbeit in der „Ostmark“ ermöglichten. Und auch sonst hielt sich Höfler nicht zurück, seine Vertrauten des „Ahnenerbe“ anzuempfehlen. So lobte er im Frühjahr und Sommer 1938 insbesondere seine Schüler Kurt Ranke, Wikander, R. Siemsen, Hans Fehrlé und Teutschebein.¹⁷⁶ Im übrigen betätigte sich Höfler im Auftrag des „Ahnenerbes“ in vielfältiger Weise. Er nahm, wie Birkhan resümiert, an einem Studentenlager und mindestens einem Dozentenlager teil. Er wurde beauftragt, für eine Klopstock-Ausgabe den geeigneten Herausgeber zu finden.¹⁷⁷ Für den Lehrstuhl „Alte Germanenkunde und Skandinavismus“ an der geplanten „Deutschen Universität“ in Straßburg war Höfler vorgesehen, da er der Begründer einer „neuen Schule der Germanistik“ und der Garant dafür sei, daß die Studenten nicht nur „die griechische, römische und orientalische Welt“ kennenlernen würden, sondern auch die „eigene Vergangenheit und ihr Denk- und Sagengut“. Höfler lehnte aber den an ihn erlangenen Ruf ab.¹⁷⁸ Vor allem aber schätzten die SS-Kulturfunktionäre seine intensiven Kontakte nach Skandinavien und die daraus resultierenden kulturpolitischen Wirkungsmöglichkeiten. In dieser Hinsicht wies Höfler sich unter anderem im Februar 1939 anlässlich eines öffentlichen Vortrages in München („Deutschland und Skandinavien in ihren Wechselwirkungen“) als

herausragender Fachmann aus, so daß seine Auffassungen über die „organische Einheit alles Germanischen“ nicht nur in der Lokalpresse, sondern auch im „Völkischen Beobachter“ Beifall fanden.¹⁷⁹

Aufgrund seiner Kenntnisse war Höfler geradezu prädestiniert für den „Germanischen Wissenschaftseinsatz“, den Himmler nach Beginn des Krieges dem „Ahnenerbe“ übertrug und der sich bald auch über Dänemark und Norwegen erstreckte. Da Höfler sich jedoch als Theoretiker verstand und nicht als Volkstumspraktiker, wurde er weniger vor Ort, als vielmehr in beratender Funktion gebraucht. Im März 1942 warnte er den Reichsführer SS vor den skandinavischen Universitäten, die „vielleicht unsere gefährlichsten und zähesten Gegner im Norden“ seien, denn sie vermöchten gerade die „edlen Instinkte der Jugend gegen uns“ zu mobilisieren: „Vaterlandsliebe, Freiheit, Nationalismus“. Nur die „wissenschaftlichen Waffen“ könnten dagegen ankommen.¹⁸⁰ Höfler erhielt wenig später, wie Jakubowski-Tiessen berichtet, von Himmler einen Sonderauftrag. Im Rahmen der nachrichtendienstlichen Tätigkeit des „Reichssicherheitshauptamtes“ (RSHA) sollte er nach Dänemark reisen und eine Denkschrift über die geistige Lage in Skandinavien erstellen. Auf der Basis dieser Informationen hoffte die SS, die skandinavische Opposition propagandistisch aushebeln zu können. Trotz Protestes des Auswärtigen Amtes, das eine Kompetenzüberschreitung des RSHA konstatierte, unternahm Höfler im Spätherbst 1942 seine Studienfahrt.¹⁸¹

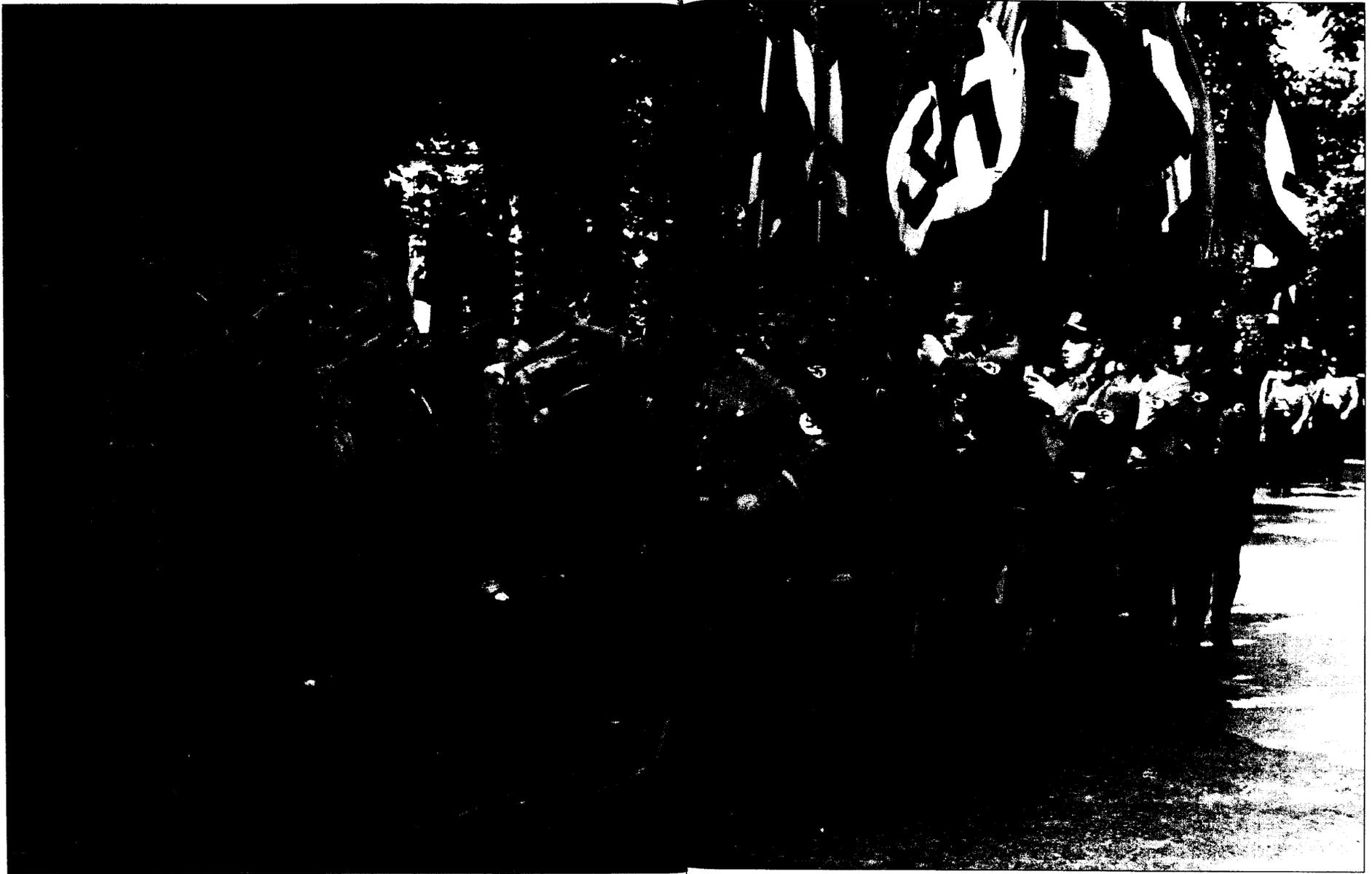
Die Ergebnisse und Schlußfolgerungen legte er im November 1942 im RSHA (Amt III) vor. Das Memorandum trug den Titel: „Die Entwicklung der geistigen Lage in Skandinavien“. Höfler führte darin die aktuelle deutsch-feindliche Haltung der Skandinavier nicht auf deutsche Kriegsverbrechen, sondern auf das Wirken einer „verjudeten Presse“ und anderer jüdischer und freimaurerischer „opinions maker“ zurück. Seit 1870 hätten die Juden im Norden „alle alten Bindungen zersetzt“, vor allem den „Glauben an die Autorität des Staates, der Sitte und des Soldatentums“. Sie hätten es geschafft, die „edelsten Instinkte des Nordens“ für ihren Liberalismus und Skandinavismus, diese „verlogene skandinavistische Ideologie“, auszunutzen. Es könne aber nur ohne Zwang, nur durch den Appell an die Ehre des Nordmannes und durch die Achtung seines Stolzes gelingen, diese Länder geistig für das „großgermanische Reich“ zu gewinnen. Billige Propaganda oder gar die „Peitsche“ taugten nicht dazu, letztere bleibe den „frechen“ „Slawentypen“ vorbehalten.¹⁸²

Solche Kenntnisse über Skandinavien wußte auch das Auswärtige Amt (AA) zu schätzen. Unter dessen Ägide waren seit Kriegsbeginn in einigen europäischen Metropolen „Deutsche Wissenschaftliche Institute“ (DWI) entstanden, welche in den besetzten und anderen Gebieten für das angestrebte „Großgermanische Reich“ werben sollten und darüber hinaus als Wegbereiter der deutschen „geistigen Führerschaft in Europa“ gedacht waren. Im Mai 1941 rief das AA ein solches Institut in Kopenhagen ins Leben.¹⁸³ Die SS-Führung hatte von Anfang an Otto Höfler als Präsidenten favorisiert, aber zunächst erhielt der Kieler Historiker Otto Scheel den Vorzug. Als dieser dann nach zwei Jahren aus Altersgründen abtrat, wurde im Juni 1943 der SS-Adept Höfler berufen. Die seit August 1943 erfolgte Verschärfung der deutschen Besatzungspolitik ließ ihm indes kaum Chan-

cen für eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit. Denn dadurch waren die Aversionen der dänischen Bevölkerung gegen deutsche Initiativen noch größer geworden. Der Rektor der Kopenhagener Universität hatte es schon zuvor abgelehnt, Höfler zu einem Antrittsbesuch zu empfangen. So zieht Jakubowski-Tiessen das Fazit, daß das Kopenhagener DWI „als ‚geistige Waffe‘ deutschen Eroberungsdranges versagte“.¹⁸⁴ Höflers Konzept der Sympathiewerbung für das „großgermanische Reich“, das er im Herbst 1942 gegenüber der SS entwickelt hatte, ging nicht auf.

Übrigens blieb Höfler auch in dieser Zeit Mitarbeiter des „Ahnenerbes“. In Dänemark fungierte er als Mittelsmann der „Abteilung Germanischer Wissenschaftseinsatz“.¹⁸⁵ In Deutschland beteiligte er sich nun auch an der Schulungsarbeit der „Waffen-SS“, an deren Junkerschule in Bad Tölz er im Spätherbst 1943 einen Vortrag hielt.¹⁸⁶ Außerdem berief ihn das „Ahnenerbe“ im Frühjahr 1944 in das Ehrengericht, das die Plagiatsvorwürfe gegen den Volkskundler und SS-Mann Heinrich Harmjanz prüfte und bestätigte und versuchte, die durch Harmjanz in wissenschaftlichen Verruf geratene Kulturstiftung der SS zu rehabilitieren.¹⁸⁷ Aufgrund solchen vielfältigen Engagements für nationalsozialistische Organisationen erscheint es durchaus gerechtfertigt, daß Höfler 1945 vom Hochschuldienst suspendiert wurde.

Höfler war, so läßt sich resümieren, in philosophischer, soziologischer und psychologischer Hinsicht einer der versiertesten Volkskundler in Deutschland zwischen 1933 und 1945. Die Nähe zu Nietzsche und Wagner ist am auffälligsten, darüber hinaus sind Anklänge an Dilthey, Bergson, Spann, Klages und C. G. Jung zu bemerken. Im Zusammenwirken mit seiner überaus reichen Quellenkenntnis hätte aus diesem theoretischen Fundament eine zwar möglicherweise konservativ-national geprägte, aber immerhin intelligente Kritik der Moderne und ihrer mechanisch-atomistischen Weltdeutung hervorgehen können. Doch Höfler vertat sein geistiges Potential zugunsten einer pauschalen und trivialen Schmähung von Rationalismus und Aufklärung und ihrer kulturellen Ergebnisse. Sein ganzheitlicher Ansatz, dem jede genauere erkenntnistheoretische Begründung und Einordnung fehlte, endete in einer heillosen Spekulation über die Archetypen der deutschen Geschichte. Die beabsichtigte Würdigung der „Gemeinschaft“ lief auf eine Verklärung von kriegerischen „Männerbünden“ und „Totenkulten“ sowie auf eine apodiktische Aburteilung aller anderen, etwa individualistisch geprägten, Willens- und Sozialformen hinaus. Wenngleich Höfler ein funkelnder Pädagoge und Lehrer gewesen sein mag, der viele seiner Schüler nachhaltig beeindruckt hat, so darf dieser Umstand nicht über den finsternen Kern seiner Theoreme hinwegtäuschen, wie er sich den Nachgeborenen in seinen volks- und altertumskundlichen Schriften zwischen 1933 und 1945 darstellt. Höfler lieferte den nationalsozialistischen kriegerischen Mannschaften, insbesondere der SS, die vermeintlich wissenschaftlich-historischen Argumente für ihr Selbstverständnis. Er war mit seinem Rassismus, mit seiner Germanen- und Männerbundmanie etc. ein exponierter und entschiedener Erfüllungsgehilfe des Nationalsozialismus in der deutschen Volkskunde. Von den Grundgedanken seiner Volks- und Altertumskunde („Männerbund“, „Totenkult“, „Kontinuität“) ist er nach 1945 nicht abgerückt. Otto Höfler starb in der Nacht vom 24. auf den 25. August 1987 in Wien.



Aufmarsch anlässlich der „Nordmark-Woche“ 1936.

Quelle: Foto Urbahns

Kurt Ranke (1908-1985)

Kurt Ranke war einer der wissenschaftlich vielversprechendsten jungen Volkskundler in Schleswig-Holstein zwischen 1933 und 1945. Er wurde am 14. April 1908 in Blankenburg als Sohn eines Postinspektors geboren, wuchs seit 1913 in Sassen-Rüttenscheid auf und bestand dort 1927 das Abitur.¹⁸⁸ Zum Studium der Germanistik, Volkskunde, Geschichte, Kirchengeschichte und Philosophie wandte er sich zunächst nach Bonn und dann nach München. Im Wintersemester 1930/31 schrieb er sich in Kiel ein, wo er im Februar 1933 bei Carl Wesle mit einer Studie über das „Zwei Brüdermärchen“ promoviert wurde (erschien 1934 unter dem Titel „Die zwei Brüder“). Nach kurzer Tätigkeit an der Arbeitsstelle des Grimmchen Wörterbuches in Berlin übertrug ihm Wesle im Sommer 1934 die Assistenz am Germanistischen Seminar der CAU. Hier trat er außer mit einer Veranstaltung „Volkskundliche Übungen“ im Sommersemester 1937, die er zusammen mit Höfler, Jankuhn und Meyer abhielt, im Lehrbetrieb nicht selbständig in Erscheinung.¹⁸⁹ Jedoch profilierte er sich mit mehreren Publikationen (vor allem in den Zeitschriften „Die Heimat“ und „Zeitschrift für Deutschkunde“) auf volks- und altertumskundlichem Gebiet: „Die Stapelholmer Lichtmeßbeke“ (1936), „Die Fuß- und Schuhsohlen auf nordischen Felszeichnungen“ (1936), „Totenbrauchum in alter und neuer Zeit“ (1938/39), „Der dreißigste Tag im Totenkult der Inlogermanen“ (1939), „Brautstein und Rosengarten“ (1939), „Die Toten im Recht und Brauch der Lebenden“ (1944). 1938 habilitierte er sich mit der Arbeit „Indogermanische Totenverehrung“ (veröffentlicht 1951), woraufhin er im Herbst 1940 zum Privatdozenten für „Volks- und Altertumswissenschaft“ an der CAU ernannt wurde. Wegen seiner Einberufung zum Heeresdienst konnte er diese Dozentur indes nicht ausfüllen.

Rankes wissenschaftliche Karriere begann erst nach dem Zweiten Weltkrieg und nach einer, durch seine Entnazifizierung bedingten, Zwangspause. 1949 nahm er seine Veranstaltungstätigkeit in Kiel auf. 1951 erfolgte die Ernennung zum außerplanmäßigen und 1958 zum außerordentlichen Professor für „Deutsche Volks- und Altertumskunde“. 1960 erhielt er das Ordinariat für Volkskunde an der Universität Göttingen (Nachfolge Will-Erich Peuckerts), das er bis zu seiner Emeritierung 1973 wahrnahm. Ranke konzentrierte sich seit 1949 vor allem auf die Erzählforschung und publizierte beispielsweise, gestützt auf die Sammlungen Gustav Friedrich Meyers, eine dreibändige Ausgabe der „Schleswig-Holsteinischen Volksmärchen“ (1955-1960). In dieser Zeit avancierte er zu einem der bedeutendsten Erzählforscher in Europa. Er war der Gründungsiniciator und langjährige Präsident der „Society for Folk Narrative Research“, dem weltweiten Zusammenschluß dieser Fachrichtung. Er organisierte 1959 den internationalen Kongreß für Erzählforschung in Kopenhagen und Kiel, wobei es ihm gelang, erstmals nach dem Krieg die herausragenden Vertreter dieser Disziplin zu versammeln. Schon 1958 hatte er die Zeitschrift „Fabula“ als internationales Organ für Erzählforschung ins Leben gerufen. Er war außerdem Mitherausgeber der „Folklore Fellows Communications“ (FFC), der „Zeitschrift für Volkskunde“, des „Reallexikons der Germanischen Altertumskunde“ und der „Schriften für niedersäch-



Kurt Ranke (1908-1985)

Quelle: Archiv

thologischen Schulen entwickelt hatten. Hier standen nicht die Probleme eines geheimnisvollen seelischen Urgrundes und der nationalen Kontinuität geistiger Volksüberlieferungen im Vordergrund, sondern die schlichteren Fragen nach dem Alter, dem Ursprungsland, den Verbreitungswegen, der Verbreitungszeit und der ursprünglichen Form eines Märchens, einer Sage etc. Die Antworten sollten prinzipiell auf positivistischem Wege gefunden werden, nämlich durch den Nachweis möglichst vieler geographischer und historischer Varianten, durch ihre Zergliederung in einzelne Motive und durch den Vergleich der verschiedenen Stücke.¹⁹¹ Dieser Methode folgend, spekulierte Ranke nicht über die Ästhetik oder über das Germanische im Märchen. Er hielt seine Arbeit überwiegend frei von nationalistischen Interpretationen und konzentrierte sich auf die empirische Rekonstruktion des Märchentyps und seiner Herkunft (Frankreich). So kritikwürdig Rankes Erstlingswerk auch sein mag (Mißachtung sozialer Träger und Trägergruppen, Vernachlässigung von Kommunikations- und Vermittlungsprozessen, maßlose Materialanhäufung), unter akuten Ideologieverdacht im Hinblick auf den Nationalsozialismus kann es zweifellos nicht gestellt werden. Im Gegenteil, sein positivistischer Ansatz stand im Kontrast zur dezidiert völkisch-intuitiven Perspektive zahlreicher anderer Volkskundler und Germanisten.

Auch in den folgenden Jahren appellierte Ranke wiederholt an die „Sachlichkeit“ und warf den romantisierenden Volksforschern vor, mit ihnen seien oftmals „Wunsch und Glaube“ durchgegangen. Sie hätten nur darauf abgezielt, ihre Hypothesen zu verifizieren, und alles Widersprechende vernachlässigt. Dabei seien

sische Volkskunde“. Die Arbeit an seinem wissenschaftlichen Hauptwerk, der „Enzyklopädie des Märchens“, trieb er seit 1955 voran. Unter Mitarbeit von rund 300 Autoren aus etwa 40 Ländern erschienen bisher fünf Bände dieses „Handbuches zur historischen und vergleichenden Erzählforschung“. Die zugehörige Arbeits- und Dokumentationsstelle in Göttingen ist heute die größte und renommierteste internationale Einrichtung auf diesem Sektor, wenn nicht der Volkskunde überhaupt.

Schon mit seinem wissenschaftlichen Debüt, der Studie über das „Zwei Brüdermärchen“ (1934), hob sich Ranke wohltuend beispielsweise von der heimatmümelnden Erzählforschung eines Gustav Friedrich Meyer ab.¹⁹⁰ Rankes Arbeit fußte auf der geographisch-historischen Methode („finnische Schule“), wie sie Antti Aarne und Stith Thompson in Abgrenzung zu den romantisch-my-

„Vorgänge verschiedener Vorstellungsgehalte unbedenklich untereinander identifiziert“ und „Bräuche der verschiedensten Zeiten, Kulturen und Glaubensformen“ miteinander verglichen worden. Es gehe nicht an, „ungehemmt und dilettantisch, in die Bezirke uralten Volksglaubens vorzustößen“. Bei allem „Respekt vor der zünftigen Heimatforschung“ und ihren „wertvollen Ergebnissen“ müsse doch „mit solchen lächerlichen und tendenziös klingenden Argumentationen“ Schluß gemacht werden.¹⁹² Ranke wandte sich gegen eine „hemmungslose und unkritische“ Volkstümelei und plädierte für eine „vorsichtige volkskundliche und sprachliche Interpretation“, die sich auf „kleinste Steinchen“, auf „gründlichste Materialbeherrschung“ zu stützen habe. Die Lösungen stünden nicht von vornherein fest, sondern sie müßten durch „mühselige wissenschaftliche Arbeit“ und durch das Zusammenwirken zahlreicher Disziplinen (vor allem von „Sprachwissenschaft, Kulturgeschichte, Volkskunde, Rechtshistorie und Vorgeschiede“, Völkerkunde und Biologie) dem Stoff abgerungen werden.¹⁹³ Rankes methodische Forderungen klingen also durchaus modern, und sie sind in ihrer beinahe schonungslosen Analyse von Fehlern der völkischen Heimatkunde der pointierteste und schärfste Angriff, welcher, soweit ersichtlich, in jenen Jahren in Schleswig-Holstein von volkskundlicher Seite in dieser Richtung unternommen wurde.

Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß Ranke nach der Zwangsversetzung seines Mentors Carl Wesle aus Kiel (im Oktober 1934)¹⁹⁴ und nachfolgend unter dem Einfluß Otto Höflers mehr und mehr seine eigenen sachlich-empirischen Positionen konterkarierte. So häuften sich Ende der 1930er Jahre die Seitenhiebe auf die „rationalistisch-positivistisch eingestellten“ Wissenschaftler und die Betonung einer „artgemäßen“ Sicht auf das Volksleben und auf die „germanische Kultur und Geisteshaltung“. Derartige Ausfälle kulminierten 1939 anläßlich eines Vortrages auf der Jahrestagung des „SS-Ahnenerbes“ in Kiel in einer Generalabrechnung mit der „positivistischen Wissenschaft“ und damit tragischerweise auch mit seinen eigenen fachlichen Wurzeln. Der Positivismus habe „zergliedert, zerdeutelt und atomisiert mit der Intoleranz des Pharisäers und der abgeschmackten Aufklärungstendenz des 18. Jahrhunderts“ und habe dadurch nichts erkannt, sondern alles „verkannt“. „Mit Logik und Verstand“, behauptete Ranke, sei den „großen Erscheinungen germanischer“ Kultur „niemals beizukommen“. Diese ließen sich nicht in die „rationalistisch und utilitaristisch geordnete Geisteswelt einfügen“. Das „sezierende Messer des Verstandes“ könne etwa die altgermanischen Glaubensvorstellungen nicht erschließen.¹⁹⁵

Wie Höfler so verdammt nun auch Ranke pauschal die Paradigmen der westeuropäischen Wissenschaftstradition, insbesondere diejenigen der Aufklärung. An ihre Stelle sollten das „intuitive Gefühl“, das „Herzblut“ und die „Aufgeschlossenheit für die Welt unserer Ahnen“ treten, wobei Ranke es an näheren erkenntnistheoretischen Erläuterungen gänzlich fehlen ließ.¹⁹⁶ Wie sehr ein solcherart unbegründetes „intuitives“ Verfahren geeignet war, ideologische Inhalte ungehemmt zur Entfaltung zu bringen, ist bereits am Beispiel Höflers dargelegt worden. Es ist aber für Ranke zu konstatieren, daß er wesentlich empirisch orientiert blieb, wobei er großen Fleiß und großes Geschick entwickelte, und daß er die

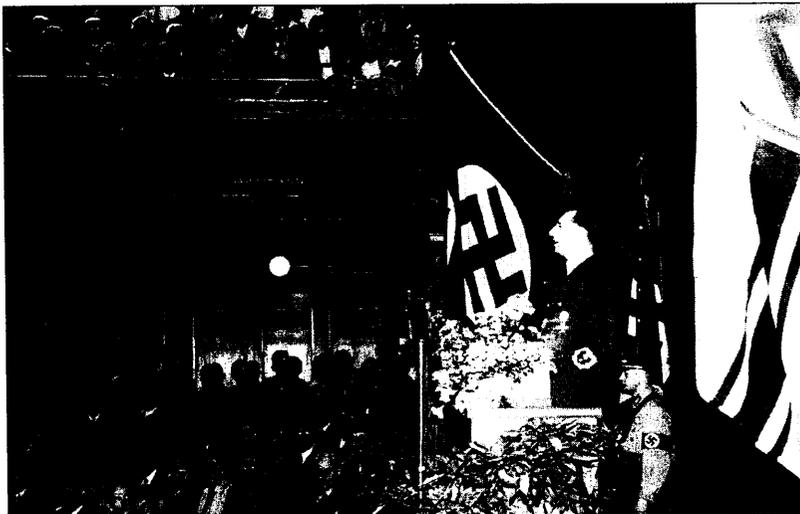
Quellen weit weniger als Höfler dazu mißbrauchte, um von vornherein feststehende Lehrmeinungen zu bestätigen.

Weiterhin ist anzumerken, daß Rankes Vorbehalte gegenüber dem Rationalismus und Positivismus keinesfalls das Ausmaß und die Penetranz der Höflerschen Verwünschungen erreichten. Außerdem zeitigten die methodischen Ungereimtheiten hier keine so fatalen inhaltlichen Konsequenzen. Während nämlich Höfler die Begriffe „Intuition“ und „Gefühl“ benutzt hatte, um seine quasi metaphysischen Vorstellungen vom ekstatischen Totenkult gegen Kritik zu immunisieren, bedurfte Ranke im Grunde keiner epistemologischen Manöver, um seine weitaus realistisch anmutenden Grundhypothesen abzusichern. Zwar stellte auch er nach 1934 den „Totenkult“ ins Zentrum seiner Untersuchungen (vor allem im Rahmen seiner Habilitationsschrift)¹⁹⁷, aber er näherte sich dieser Erscheinung sehr viel vorsichtiger und bescheidener an als Höfler und nicht aus psychologisch-irrationaler Totalperspektive. Er fragte nicht nach transzendenten Sinnstiftungen im kultischen Männerbund, sondern nach dem konkreten Ablauf des Totenbrauchtums vom Altertum bis zur Gegenwart und nach seinem Sinn im praktischen Lebenskontext. Den hypertrophen Kult-Ideen Höflers stellte Ranke relativ sachliche Betrachtungen über den Umgang der Germanen mit ihren Verstorbenen entgegen. Und selbst wo Ranke und Höfler die gleichen Begriffe verwendeten, etwa wenn sie von der „Einheit der Toten und der Lebenden“ ausgingen, waren sehr unterschiedliche Zusammenhänge gemeint. Während Höfler auf eine magische Überlagerung von Licht- und Schattenreich abzielte, konzentrierte sich Ranke auf empirisch nachweisbare Phänomene, nämlich auf die rechtlich fundierte Behandlung des Toten als ob er lebe.¹⁹⁸ Hier ging es um das Recht der Lebenden, das die Toten mitumfaßt, und nicht, wie bei Höfler, um nekromantische Sinnstiftungen, denen die Lebenden unterworfen sind.

Ranke folgte den skurrilen Wendungen Höflers nicht. Er entwickelte stattdessen eine eher nüchterne, kulturgeschichtlich orientierte Lehre vom „Totenkult“. Als Grundlage dienten ihm die germanischen Glaubensvorstellungen, nach denen der Tod kein absolutes Ende, sondern den Übertritt in „eine vielleicht etwas anders geartete Form des Daseins“ bedeutete. Die Toten blieben danach körperliche Wesen mit Bedürfnissen und Interessen, die sie auf ihre ehemaligen weltlichen Lebensgemeinschaften richteten.¹⁹⁹ Anhand reichen Belegmaterials versuchte Ranke nachzuweisen, daß aus diesem Glauben rechtliche Konsequenzen erwachsen seien, daß mithin das Totenbrauchtum kein magischer, vielmehr ein rechtlich begründeter Akt gewesen sei. Der Verstorbene habe zunächst für eine bestimmte Zeit (30 bis 40 Tage) die vollen Rechte des Lebenden genossen, was in einer besonderen „Totenpflege“ sich manifestiert habe, etwa in der „tatsächlichen oder symbolischen Hemmung des physiologischen Verfalls durch Leichenkonservierung, Auflegen roter Lebensfarbe oder durch Masken“ sowie durch freundliches Einwirken auf „das Gemüt des Verstorbenen“ (Unterhaltung, Spiel, Tanz, Gelächter bis hin zum Beischlaf). Auch nach dieser Frist wahrte der Tote nach Ranke seinen Status als Mitglied der Rechtsgemeinschaft, symbolisiert durch Bestattung im Haus und später in einem umhegten, eingefriedeten Bezirk („Friedhof“, Teilhabe am Rechtsfrieden). Darüber hinaus sei den Toten von den Lebenden dadurch die Ehre

erwiesen worden, daß diese die wichtigsten ihrer sozialen Aktivitäten an Bestattungsorten abgehalten hätten. So sei die räumliche Überlagerung von Grabstätten, Gerichtsstätten und Kultplätzen (Religion, Hochzeit, Spiel) im indogermanischen Kulturkreis zu erklären.²⁰⁰

Ranke drehte die Höflersche Argumentation um: Nicht die Toten bestimmen über den Sinn der Kulte, sondern das Gesetz der Lebenden gilt für die Toten mit.²⁰¹ Dieser Ansatz war im Kern soziologisch, insofern er den sozialen Ausdruck des „Totenbrauchtums“ auf menschliches Wollen und Handeln zurückführte und es nicht mystifizierte. Es fehlten zwar die dialektischen Rückbindungen der Willenskräfte an die Sozialformen und ein ausgefeilter Begriff der Kulturentwicklung und ihrer Motive, also die Gedanken, die etwa bei Tönnies hätten nachgelesen werden können. Aber immerhin begab sich Ranke nicht in den metaphysischen Ideenkreis Höflers. So erklärte er auch den Brauch, „etwas vom Wesen des Toten anzunehmen, sich mit ihm zeitweilig oder dauernd zu identifizieren oder an seinem Zustand zu partizipieren“, etwa Masken und schwarze Kleidung anzulegen, aus den sittlichen und rechtlichen Forderungen nach Sorge um die Toten und nicht, wie Höfler, aus einem Einbruch des Transzendenten in die Wirklichkeit.²⁰² Ebenso leitete er die oben genannte 30 bis 40 Tage-Frist nicht aus geheimnisvollen männerbündischen Ritualen ab. Sie war ihm schlicht Ausdruck eines physiologischen Geschehens, nämlich der Tatsache, daß ein Leichnam in der Regel erst nach dieser Zeit stärkere Züge der Verwesung annimmt.²⁰³ Auch wenn Ranke von „Kontinuität“ sprach, hatte das nicht den ekstatisch-dramatischen Un-



Hans-Fritsche, Leiter der Rundfunkabteilung im Reichspropagandaministerium spricht im Juli 1943 in der Aula der Universität Kiel.

Quelle: Foto Urbahns

terton der Höflerschen Ausführungen. Ranke versuchte damit, seiner Meinung gerecht zu werden, daß sich einige Brauchformen und die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen „über drei- bis viertausend Jahre bis in die jüngere Steinzeit“ zurückverfolgen ließen.²⁰⁴ So kritisch diese Meinung heute angegangen werden muß, sie hob sich doch von derjenigen Höflers ab, der die entscheidenden Figuretionen in der deutschen Geschichte auf heidnisch-germanische Archetypen verpflichten wollte.

Aber auch Ranke gab sich einigen rassistischen Spekulationen hin, die wohl nicht als lediglich nebensächliche Zugeständnisse an die nationalsozialistischen Machthaber abgetan werden können. So hielt er es für selbstverständlich, daß die „gestaltenden Kräfte“ des Totenbrauchtums aus einer „artgemäßen Einstellung“ bzw. „aus einem völkisch und rassistisch gemeinsamen Urbesitz und Mutterboden“ hervorgegangen seien. Er beschwor „die Ströme gleichen Blutes und Erbgutes“, die zwischen Germanen eine „verstandesmäßig unfaßbare Übereinstimmung und Verbindung schaffen“ würden.²⁰⁵ — Hier wird übrigens die grausige ideologische Funktion von Behauptungen deutlich, daß bestimmte soziale Phänomene nicht der klaren Ratio, sondern nur dem „lebendigen Gefühl“, der „Intuition“ zugänglich seien. — Zwar finden sich solche unwissenschaftlichen Sentenzen bei Ranke sehr viel seltener als bei Höfler, und die antisemitischen Spitzen fehlen hier, aber es wird darin ein grundlegender Irrtum Rankes auch in seinen Schriften sichtbar, der in seinem politisch-organisatorischen Auftreten noch sehr viel deutlicher zutage trat, nämlich sein festes und unverbrüchliches Eintreten für den Nationalsozialismus.

Kurt Ranke war, wie Ernst Schlee ihn charakterisiert²⁰⁶, in seinen ersten Kieler Jahren ein typischer Korpsstudent, gern „im vollen Wuchs“ auftretend, bemüht, sich auf dem „Paukboden“ Ehren zu erwerben, und, als Zeichen solcherart Mannbarkeit, stolz mit kräftigen „Schmissen“ im Gesicht paradiierend. Frühzeitig schloß er sich der SA an und trug die braune Uniform auch auf dem Campus. Am 1. April 1932 trat er der NSDAP bei.²⁰⁷ Ranke war also in jener Zeit alles andere als demokratisch gesonnen. Weitere spektakuläre öffentliche Auftritte sind indes nicht überliefert. Auch um die Mitarbeit in den nationalsozialistischen Wissenschaftsorganisationen, beispielsweise im „SS-Ahnenerbe“ oder im „Amt Rosenberg“, bemühte er sich offensichtlich nicht. Er konzentrierte sich ganz auf sein Habilitationsprojekt. Erst nach dessen Abschluß suchte er Kontakt zum „Ahnenerbe“ und konnte sich auf die Fürsprache Höflers berufen.²⁰⁸ Im April 1939 hielt er auf der Jahrestagung dieser Organisation in Kiel den Vortrag über „Die Toten im Recht und Brauch der Lebenden“, in dem er sich, wie erwähnt wurde, durch scharfe Attacken gegen Rationalismus und Positivismus vor den SS-Leuten auszeichnen versuchte.²⁰⁹ Im Februar 1940 jedoch rissen diese Beziehungen zum „Ahnenerbe“ plötzlich ab. Bei einem Besuch in Berlin war es zwischen Ranke und dem Leiter der Abteilung „Volksforschung und Volkskunde“, SS-Obersturmbannführer und Ministerialrat im Reichserziehungsministerium Heinrich Harmjan, zu einem heftigen Disput gekommen. Welchen Inhalt dieser Streit hatte, konnte nicht herausgefunden werden. Lediglich die Schlichtungsbemühungen des Dekans der Kieler Philosophischen Fakultät sind in den durchgesehenen Akten dokumentiert.²¹⁰ Ebenso ist unklar, ob Ranke die alsbaldige Einberufung zum

Kriegsdienst seinem Auftritt in Berlin zu verdanken hatte. Jedenfalls war die Entzweiung allem Anschein nach nicht zu reparieren, so daß sich Ranke in den folgenden Jahren der wissenschaftlichen Konkurrenz des „Ahnenerbes“, dem „Amt Rosenberg“, annäherte.

Seit längerer Zeit plante Rosenberg die Gründung einer „Hohen Schule“ der NSDAP, die den alten Universitäten „gnadenlos der Garaus“ machen sollte (Kater) und deren Maßgaben für Partei und Staat bindend sein sollten, „soweit die nationalsozialistische Idee in Frage steht“.²¹¹ Im Januar 1940 hatte er nach einigem Drängen von Hitler die Weisung erhalten, konkrete Vorarbeiten für die Einrichtung dieser Schule aufzunehmen. Rosenberg richtete sein Augenmerk daraufhin auf acht Lehrstühle, die an der Münchner Universität durch die Liquidierung der Fakultät für katholische Theologie freigeworden waren. Im November 1941 schrieb er an Reichserziehungsminister Rust, die ersten Abteilungen der „Hohen Schule“ könnten in München eröffnet werden. Zwar scheiterte das Projekt schließlich an kriegsbedingten Sparmaßnahmen, aber durchaus interessant sind die personellen Vorstellungen, die Rosenberg entwickelte.

Für die Abteilung „Deutsche Volks- und Altertumskunde“ hatte er den Kieler Privatdozenten Kurt Ranke vorgesehen.²¹² Empfohlen hatte diesen vermutlich der in Tetenbüll/Eiderstedt geborene Richard Harder (1896-1957), der von 1930 bis 1941 in Kiel Professor für Klassische Philologie gewesen war, dann in gleicher Funktion nach München wechselte und dort außerdem Rosenbergs „Institut für Indogermanische Geistesgeschichte“ leitete, das in Vorbereitung auf die „Hohe Schule“ gegründet worden war, das aber außerhalb der Universität und in Konkurrenz zu ihr stand.²¹³ Im Auftrag Rosenbergs versuchte Harder, für die „Hohe Schule“ Spezialisten aus verschiedenen Bereichen und aus denjenigen Wissenschaftsorganisationen abzuwerben, die mit dem „Amt Rosenberg“ konkurrierten, insbesondere aus dem „Ahnenerbe“. Ranke stand dabei nach seinem Zerwürfnis mit Harmjanz und als langjähriger „Parteigenosse“ mit obenan, so daß er schließlich zum Partei-Vordenker in volks- und altertumskundlichen Fragen auserchoren wurde. Noch im Januar 1944 war es vermutlich Rosenbergs Einfluß zuzuschreiben, daß auf einer Liste der NSDAP-Reichsleitung mit 43 „Geisteswissenschaftlern“, „die wir unbedingt *uk-gestellt* haben müssen“, auch Kurt Rankes Name auftauchte. Wahrscheinlich gelang diese Freistellung vom Militärdienst für einige Zeit, denn das Wehrmeldeamt Uelzen stellte die nötigen „*uk-Karten*“ aus.²¹⁴

Kurt Ranke erlebte den Zusammenbruch des Nationalsozialismus und das Kriegsende nach drei Verwundungen und nach einigen Konflikten mit der SS (er soll sich geweigert haben, an einer SS-Junkerschule zu unterrichten) im Range eines Feldwebels in Uelzen. Seine Verstrickungen in den Nationalsozialismus führten dazu, daß ihn die britische Militärregierung Ende 1945 aus dem Hochschuldienst entließ. Im Entnazifizierungsverfahren wurde er im September 1947 in die Gruppe 4 („*Mitläufer*“) und im November 1948 in die Gruppe 5 („*Entlastete*“) eingestuft. Daraufhin konnte er seine Tätigkeit an der Kieler Universität wieder aufnehmen.²¹⁵ Bis dahin hatte er sich seinen Lebensunterhalt als Hilfsarbeiter („*Säcke schleppen*“) auf einer niedersächsischen Getreidemühle und als Waldarbeiter verdient.²¹⁶

Ranke war, so läßt sich resümieren, zwischen 1933 und 1945 ein überaus begabter junger Wissenschaftler, der sein politisches Eintreten für den Nationalsozialismus im wesentlichen nicht mit seinen fachlichen Aktivitäten vermengte. Er glaubte offensichtlich, daß der „Bewegung“ am besten durch sachliche Fleißarbeit zu dienen sei. Seine Schriften zeichnen sich daher vor anderen volkskundlichen Studien jener Jahre in Schleswig-Holstein durch eine erstaunliche Nüchternheit und methodische Klarheit aus. Daß Ranke bald nach 1949 eine großartige wissenschaftliche Karriere beginnen und international höchstes Ansehen erlangen konnte, mag mit darin begründet liegen, daß er sein wissenschaftliches Ethos von vornherein nicht dem politischen Kalkül geopfert hatte. So sind seine Veröffentlichungen aus der Zeit vor 1945 größtenteils auch heute noch ohne Entsetzen lesbar und durchaus diskussionswürdig. Kurt Ranke starb am 6. Januar 1985 in Staden bei Uelzen.

Walther Steller (1895-1971)

Walther Steller war der wissenschaftlich fragwürdigste und politisch exponierteste unter den hier vorzustellenden Volkskundlern. Er wurde am 1. Oktober 1895 als Sohn eines Fabrikanten in Breslau geboren, besuchte dort das Gymnasium und verließ auch während des Studiums seine Heimatstadt nicht.²¹⁷ Er konzentrierte sich auf die Fächer Deutsch, Geographie, Französisch, Englisch, Philosophie. 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und kam 1917 verwundet von der Front zurück. Er absolvierte nun in relativ kurzer Zeit das Staatsexamen (1918) und wurde ein Jahr später bei dem Germanisten und Frisisten Theodor Siebs (1862-1941) mit der Arbeit „Der Leich Walther von der Vogelweide und sein Verhältnis zum religiösen Leich“ promoviert (veröffentlicht 1921). Schon 1918 hatte ihn Siebs zum Assistenten und Lektor am Germanischen Seminar der Universität Breslau gemacht, und Siebs war es auch, der sein Interesse an der friesischen Sprache, Kultur und Geschichte weckte. Steller habilitierte sich im Mai 1922 über das „altwestfriesische Schulzenrecht“ (veröffentlicht 1926). Er wirkte fortan als Privatdozent. Seit 1926 gab er die von Karl Weinhold (1823-1891) begründeten „Germanistischen Abhandlungen“ heraus, und 1928 versuchte er, sich mit einer „Altfriesischen Grammatik“ zu profilieren. In demselben Jahr wurde er zum „außerordentlichen Professor“ und gleichzeitig zum Leiter der „Volkskundlichen Abteilung“ des „Deutschen Instituts“ ernannt, das aus dem Germanischen Seminar hervorgegangen war. Er besetzte indes keine universitäre Planstelle, sondern blieb offiziell Studienrat, beurlaubt und abgestellt für besondere Aufgaben an der Hochschule.

Diese besonderen Aufgaben bezogen sich vor allem auf die Arbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde“ (ADV), für den sich Steller seit 1927 engagierte. Wie Heidi Gansohr-Meinel dargestellt hat²¹⁸, gehörte er 1927 der Kommission an, die die Durchführbarkeit dieses Projektes prüfte und nähere Vorbereitungen traf. Auch an der öffentlichen Vorstellung und Diskussion des Atlas-Vorhabens im Juni 1928 in Berlin und an der Überarbeitung der Fragebögen im Mai 1929 betei-

ligte er sich. Schon 1928 war ihm die Leitung der „Landesstelle Niederschlesien“ des ADV übertragen worden, wofür er ein Monatssalär von 250,- RM bezog. An der Breslauer Universität indes sank sein Stern bald rapide. Im Oktober 1930 sah er sich aufgrund vor allem fachlicher Differenzen mit dem neuberufenen Direktor des „Deutschen Instituts“, Friedrich Ranke, ins Abseits gestellt. Erst nach der Machtübergabe an Hitler fühlte sich Parteigenosse Steller beruflich wieder im Aufwind und machte sich Hoffnungen auf das neu ausgeschriebene Ordinariat für Volkskunde. Als er bemerkte, daß seine Aussichten gering waren, reagierte er mit wütenden Angriffen auf Ranke und den Dekan der Philosophischen Fakultät, Ludolf Malten. Gleichzeitig wurde bekannt, daß er sich Laszivitäten gegenüber Studentinnen herausgenommen hatte. Die Affäre endete mit der Versetzung an die Kieler Universität (zum Wintersemester 1937/38). Ein treuer Parteigänger des Nationalsozialismus sollte nicht gänzlich fallen gelassen werden. Steller übernahm hier auch die Arbeit am „Nordfriesischen Wörterbuch“ im Rahmen des „Instituts für Volks- und Landesforschung“. 1940 wurde er zum „nichtbeamteten außerordentlichen Professor“ für „Deutsche Philologie“ an der CAU mit dem Schwerpunkt Friesisch ernannt, trat aber in den folgenden Jahren krankheitsbedingt kaum mehr in Erscheinung. Nach der Entnazifizierung konnte er seine Tätigkeit als Studienrat und zum Sommersemester 1947 auch seine Veranstaltungen an der CAU wieder aufnehmen. Steller las bis einschließlich Wintersemester 1961/62 am Germanistischen Seminar der CAU.

Steller hatte sich neben dem Atlas-Projekt auf Anregung seines Lehrers Siebs auch anderen volks- und altertumskundlichen Fragen zugewandt. 1926/27 beteiligte er sich federführend an Dialektaufnahmen von schlesischen sowie von nordost- und westfriesischen Mundarten für die Lautabteilung der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“. 1925 und 1931 veröffentlichte er kleinere Studien zur Wodan-Mythologie. Außerdem wirkte er am „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ mit, für das er einen längeren Beitrag zum Stichwort „Pferd“ lieferte (1934/35), außerdem die Beiträge „Hengst“ (1931/32), „Hippomanes“ (1931/32), „Stute“ (1936/37), „Wallach“ (1938/41). Nach dem Machtwechsel 1933 gefiel sich Steller in der Rolle eines „Neubegründers“ der Volkskunde im Sinne des Nationalsozialismus. Er veröffentlichte in rascher Folge mehrere programmatische Aufsätze: „Volkskunde und Rechtskunde“ (1933), „Aufgaben der Schlesischen Volkskunde“ (1933), „Nationalsozialismus und Volkskunde“ (1934),



Walther Steller (1895-1971)

Quelle: Archiv

„Volkskundliche Arbeit im Lichte des Nationalsozialismus“ (1934), „Deutsche Volkskunde als Wissenschaft“ (1935).

Nach dem Eklat von 1933-1937 wurde es indes recht still um Steller. Es folgten nur noch kleinere volkskundliche Beiträge, vor allem über „schlesische Volkstrachten“ und einzelne Aufsätze über friesische, wendische und sprachliche Fragen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Erst in den 1950er Jahren begann im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit in der „Schlesischen Landsmannschaft“ (Gruppe Schleswig-Holstein), für welche er die „Mitteilungen“ herausgab, eine erneute rege Schaffensperiode, die sich in volkskundlicher Hinsicht in erster Linie auf die Trachten richtete. Nachdem Steller seit 1922 in Breslau volkskundliche Vorlesungen gehalten hatte, umfaßten seine Lehraufträge in Kiel dieses Gebiet zunächst nicht. Aber nach seiner festeren Etablierung 1940 bot er Veranstaltungen zur „Deutschen Volkskunde“, zur „Geschichte der deutschen Volkskunde“, über „Sachgüter der deutschen Volkskunde (mit Lichtbildern)“, „Ausgewählte Kapitel der deutschen Volkskunde (mit Lichtbildern)“, „Deutsche Volkskunde als weltanschaulich bedingte Wissenschaft“ an. Das Programm konnte er jedoch wegen seiner Erkrankungen kaum durchführen. Erst 1950 nahm er wieder volkskundliche Themen auf, die er bis 1961/62 turnusmäßig wiederholte, darunter vor allem: „Deutsche Volkstrachten“, „Ostdeutsche Volkskunde“, „Schlesische Volkskunde“.²¹⁹

Ähnlich wie Otto Höfler bemühte sich auch Walther Steller, seine volks- und sprachkundlichen Spekulationen durch quasi erkenntnistheoretische Winkelzüge abzusichern. Er stellte zunächst fest, daß jede Wissenschaft auf einer „weltanschaulichen Grundlage“ beruhe, die in ihrer „Fragestellung“ zum Ausdruck komme.²²⁰ Dieser Gedanke stützte sich indes nicht auf tief sinnige Einsichten in die unausweichliche Wertbefangenheit menschlichen Denkens, wie sie insbesondere der südwestdeutsche Neukantianismus vermittelt hatte. Ihm folgten daher auch keine vorsichtigen Erwägungen über die Reichweite von Aussagen und die Grenzen dessen, was als „wahr“ gelten könne. Im Gegenteil, bei Steller handelte es sich um eine völlig unkritische Auffassung von Wissenschaft, mehr noch um ein geradezu verblendetes Bekenntnis, nämlich um die dogmatische Verpflichtung seines Faches auf bestimmte ideologische Perspektiven. Ohne nähere Begründung sprach er sich für Werturteile in der Wissenschaft aus und erklärte die Politik zum eigentlichen Richtungs- und Sinngeber in Forschung und Lehre. Insbesondere die Volkskunde sei „*naturnotwendig politisch*“, sei „*ein in höchstem Maße weltanschaulich bedingtes Fach*“. Aber nicht jede beliebige politische Richtung hielt Steller für akzeptabel. Die Volkskunde, so behauptete er, sei „*ihrem Wesen nach nationalsozialistisch*“. Sie stehe als „*freudige und dienstbereite Helferin*“ dem Nationalsozialismus zur Seite und schaffe durch ihre Erkenntnisse „*die Grundlage der umfassenden erzieherischen Maßnahmen, die der Führer unserem Volke zuteil werden*“ lasse.²²¹

Die eigene politisch beengte Sichtweise auf das Volksleben deklarierte Steller als „*naturnotwendig*“. Er war überzeugt davon, daß es eine objektive Wissenschaft gebe, und ließ alle erkenntnistheoretischen Bedenken fallen. Er ging sogar soweit, die Herangehensweise mit dem Untersuchungsgegenstand zu identifizie-

ren: Die Wirklichkeit selbst trage die nationalsozialistische Idee in sich. Die Lebenskräfte der „*Volksgemeinschaft*“, wie sie in „*den Anschauungen, den Sitten und Bräuchen, dem religiösen Glauben und dem Aberglauben, dem Rechtsempfinden*“ zum Ausdruck kämen, seien durchdrungen von den Werten und Normen des Nationalsozialismus. Daher müsse die Volkskunde sich dieser politischen Richtung verschreiben und brauche dabei nicht zu befürchten, „*Wissenschaft mit vorgefaßtem Ziele zu treiben und dementsprechend ‚Erkenntnisse‘ zu formulieren*“. Sie befinde sich in der „*glücklichen Lage, gerade zu diesem Ziele [nämlich zu einem nationalsozialistischen Lebensverständnis, HPZ] zu gelangen*“, wenn sie die „*Tatsachen*“ für sich sprechen lasse. Die Volkskunde tue nicht mehr und nicht weniger, als der „*Volksgemeinschaft*“ zum „*Bewußtsein*“ ihrer geistigen Grundlagen zu verhelfen. Dieses Verfahren nannte er „*deuten*“. ²²² Die Unsensibilität, mit der sich Steller über das diffizile Verhältnis von Forscher und Forschungsgegenstand, von Subjekt und Objekt hinwegsetzte, ist gewiß bezeichnend für die „*kämpfende Wissenschaft*“ zwischen 1933 und 1945 überhaupt. Der Nationalsozialismus mußte für absolut wirklich, die Wirklichkeit für absolut nationalsozialistisch ausgegeben werden, wenn diese Ideologie Bestand haben sollte. Denn jede ernste Skepsis gegenüber menschlichem Sinnverstehen hätte am Ende auf eine Rechtfertigung der Pluralität von Lehrmeinungen und auf die Toleranz gegenüber Andersdenkenden hinauslaufen müssen. Der Zweifel findet in der Relativität seine „*Wahrheit*“. Er widerstrebt festen Gewißheiten und bedarf des Widerspruchs und freier Konsensbildung, um seine relativen Erkenntnisse, seine „*Idealtypen*“ (Weber) oder „*Hypothesen*“ (Popper), bilden und jederzeit korrigieren zu können.

Nach Steller war jedoch einzig die nationalsozialistische Einstellung dem volkskundlichen Forschungsgegenstand gewachsen. Alle anderen Interpretationen verdammt er als „*unvölkisches Denken*“, das nur „*pseudo-wissenschaftliche*“ Ergebnisse hervorbringe. Die „*rationalistische und materialistische Lebensanschauung*“ könne das Volksleben niemals wirklich verstehen. Uneingeschränkt bezeichnete Steller die kausalen, analytischen, atomistischen, utilitaristischen Sichtweisen auf das Soziale als „*unfruchtbaren Intellektualismus*“, als „*artfremdes Denken*“, dessen Merkmale die „*kosmopolitische Zerfahrenheit und liberalistische Verwässerung*“ seien. Es gehe auf „*Spaltungen*“, „*Klassen-Gegensätze*“, „*Interessen*“ aus, wodurch der einzelne Mensch vereinsame und seinem „*Volkskörper*“ entfremdet werde. ²²³ Für gerechtfertigt hielt Steller nur die ganzheitliche Herangehensweise, das heißt, er forderte, von den überindividuellen „*Lebenskräften und Lebensgesetzen der deutschen Volksgemeinschaft*“ auszugehen. Das „*Verbindende*“ nicht das „*Trennende*“, die „*Einheit*“ nicht die „*Zerfahrenheit*“, die „*Eigenart*“ nicht das „*Andersartige*“, würden das „*Wesen*“ des Volkslebens ausmachen. ²²⁴

Auch Steller spielte das Allgemeine gegen das Besondere und damit gewissermaßen die „*Volksseele*“ gegen die „*Krämerseele*“ aus. Dieser Standpunkt, der in den idealistischen, romantischen und konservativen Staats-, Rechts- und Gesellschaftslehren des 19. Jahrhunderts in Deutschland zu hoher Blüte gelangt war (Steller berief sich, freilich ohne eingehendere Kenntnis, auf Fichte, Möser, Jahn,

Hegel und Riehl), hatte durchaus Berechtigung gehabt, sofern er die rücksichtslose Zerstörung überkommener Lebenswelten beklagt und die a-rationalen menschlichen Lebensimpulse gegen eine technokratische soziale Maschinerie in Schutz zu nehmen getrachtet hatte. Aber dieser Respekt vor den Opfern des Zivilisationsprozesses und die Kritik am Aufklärungshochmut verkam bei Steller zu einer bornierten Verteufelung von Rationalismus und Aufklärung in ihrer Gesamtheit und mündete ein in einer Diktatur des Ganzen über die Teile, der „*Volksgemeinschaft*“ über die Individuen, der nationalsozialistischen Weltanschauung über die liberalistische und marxistische.

Die kollektiven „*seelischen Motive*“, die „*seelische Struktur*“, die „*Gesinnung*“ der „*Volksgemeinschaft*“ waren nach Steller allen individuellen Wünschen und Absichten strikt übergeordnet und waren daher auch nicht mit der kalten, sezierenden Ratio des wissenschaftlichen Einzelgängers zu durchschauen. Das „*Ganze*“ erschließe sich nur durch „*eine tief empfundene, gefühlsbetonte Verbundenheit*“ mit dem Kollektiv, durch die „*Liebe zur Heimat und zur Vergangenheit des eigenen Volkstums*“. ²²⁵ Genau wie Höfler verdunkelte auch Steller den Erkenntnisvorgang. Nur die gleichsam mystische Versenkung in den Forschungsgegenstand, das Aufgehen des Forscherindividuum in der Substanz der Gemeinschaft, das Einswerden mit den „*inneren Seelenkräften*“ war danach imstande, die „*Volksseele*“, das „*Wesen*“ des Volkslebens zu erfahren. Die Tatsachen dienten hier nur noch zur reichen Exemplifizierung und Ornamentierung des in vermeintlich tiefer Besinnung, innerer Einkehr und nationaler Trance geschauten Grundes. Die Volkskunde sank zur magisch-völkischen Wesensschau herab, die sich aller Kritik und Kontrolle mit dem Hinweis auf die charismatische Einsicht in letzte Sinnzusammenhänge enthub. Die Begeisterung für nationalsozialistische Ideen überwältigte Wissenschaftler wie Steller so sehr, daß sie daraus eine Art divinatorischer Fähigkeit ableiteten. Die Ergriffenheit diene ihnen als Weg der Erkenntnis, an dessen Ende sie auf ihre Ausgangspositionen zurückkamen, nun allerdings versehen mit den „*Weihen ewiger Wahrheit*“.

Es stand für Steller unanfechtbar fest, daß das wahre Leben des „*deutschen Menschen*“ in der „*Volksgemeinschaft*“ stattfinde und daß diese auf einem kollektiven Geist beruhe. So sicher war sich Steller dieser Überzeugung, daß er eine Begründung oder historische Differenzierung völlig fehlen ließ. Die Grundgedanken seiner Volkskunde besaßen damit den Charakter von Axiomen. Nach Steller waren alle Äußerungen des Volkslebens Emanationen einer alleinigen völkischen Substanz, nämlich der „*Volksseele*“, die ihrerseits als „*rassisch*“ bedingt gedacht wurde. ²²⁶ Sie sei jedem „*Volksgenossen*“ in die Gene geschrieben, qua „*Geburt*“ mitgegeben, liege also im „*germanischen Erbgut*“, im „*Blut*“ beschlossen. Durch landschaftliche Unterschiede, durch den „*Boden*“, würden indes einzelne ihrer Wesensmerkmale unterschiedlich stark ausgeprägt werden, so daß eine „*stammliche*“ Seelenstruktur entstehe, die sich in von Region zu Region differierenden Sitten und Gebräuchen, Ernährungs- und Kleidungsgewohnheiten etc. niederschläge. So zog Steller das Fazit, die „*Volksseele*“ erwachse aus „*Blut und Boden*“. ²²⁷

Der Volkskunde komme die Aufgabe zu, diese „*seelischen Motive*“, die „*sich*

im Denken und Handeln des Volkes erweisen“ würden, aufzugreifen, bewußt zu machen und zu würdigen, das heißt, „Einsicht in die seelische Struktur einer Volksgemeinschaft“ zu gewinnen. Sie erforsche die „Lebenskräfte, die das deutsche Volkstum formten und förderten“ sowie ihre „Erscheinungsformen, ihr Leben und ihre Entwicklungsgesetze“. ²²⁸ Sie kümmere sich um das historische genauso wie um das rezente Volksleben und wirke außerdem an der Gestaltung der Zukunft mit. Das „lebendige Volksgut der Gegenwart“ bedürfe „zu seiner Deutung und Erklärung der historischen Sichtung“. Aus den gewonnenen Erkenntnissen müsse sodann ein „fördernder Weg in die Zukunft“ gewiesen werden: „Historische Deutung ist die Grundlage eines zukunftsgestaltenden Wirkens der Gegenwart“. ²²⁹

Diesen vollmundigen Ankündigen ließ Steller jedoch nur wenig inhaltliche Arbeit folgen. Eigenständige Ergebnisse förderte er kaum zutage. Seine Habilitationsschrift ist eine schwach kommentierte Quellenedition. Seine Studien zur Wendenfrage sind abstruse Spekulationen und nach Einschätzung des Sorbischen Instituts (Frank Förster) wissenschaftlich unbrauchbar. ²³⁰ Als Friesist ist er laut Auskunft des Nordfriesischen Instituts „als zweitrangig einzustufen“. Sein „Abriß der altfriesischen Grammatik sei „eine epigonenhafte Kompilation aus der ‚Geschichte der friesischen Sprache‘ seines Lehrmeisters Theodor Siebs“ (Nils Arhammar, Thomas Steensen). ²³¹ Die Artikel für das „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ sind nicht mehr als Zusammenfassungen bekannter Quellen und Literatur. Im Rahmen der Tätigkeit für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ veröffentlichte er einen Aufsatz über „Steinkreuze“, der zum größten Teil aus der tabellarischen Zusammenfassung von Standorten besteht. In diesen und anderen Veröffentlichungen finden sich lediglich die in der damaligen Volkskunde dominierenden stereotypen Interpretationen wieder. Das „Pferd“ im Aberglauben deutete Steller als „Erscheinungsform der (heidnischen) Gottheit“, den „Pferdekopf“ (etwa an Dachgiebeln) als Abwehrzauber zum Schutz des Hauses und seiner Bewohner vor Dämonen, Krankheiten, Wetterschäden. Steinkreuze waren ihm indes keine Zeugen „uralter Zeit“, sondern christliche Zeichen der Buße, die aber an die aus „heidnisch-germanischer Zeit“ überkommene Gepflogenheit angeknüpft hätten, „steinerner Erinnerungszichen für Verstorbene zu setzen“. ²³²

Auch auf dem Gebiet der schlesischen Trachten, das seinen Interessenschwerpunkt darstellte, lieferte er keine originellen Darstellungen ab. Er beschrieb die Trachten minutiös und ordnete sie Anlässen und Gruppen zu. Aber ihre Vielfalt, Zeichenhaftigkeit und sozialen Funktionen vermochte er keineswegs überzeugend darzulegen. Nicht einmal im Kontext seiner eigenen Sichtweise entwickelte er Einfallsreichtum. Er wiederholte lediglich monoton, die Kleidung sei Ausdruck seelischer Beweggründe, eines „lebendig empfundenen Gemeinschaftsgefühls“, und er versuchte, seine Platitüden auch an einem aktuellen Beispiel, dem „Braunhemd“ der SA, zu verdeutlichen. Diese „Tracht“ kennzeichne „eine Gemeinschaft auf der Grundlage bestimmter seelischer Erlebnisinhalte“ und verschaffe einer „bestimmten weltanschaulichen Geisteshaltung“ sinnfälligen Ausdruck. ²³³

Ebenso waren ihm Brauchtum, Märchen und Sagen, Volkslieder, Volksglauben, Gewohnheitsrechte kulturelle Zeugnisse einer „stammlichen“ Seelenstruktur,

„Ausdruck eines Gemeinschaftsempfindens“ und „völkischer Eigenart“. Der Sozialform „Nachbarschaft“ zum Beispiel wies er „eine überzeitliche und überpersönliche Bedeutung“ zu, die seit dem heidnischen Altertum bis heute Gültigkeit besessen habe (Kontinuität). Vermittels der „Nachbarschaft“ gehe der Einzelne in der „Gemeinschaft“ auf, und zwar mit allen Rechten auf gegenseitige Hilfeleistung, Sicherheit und Ehre und allen Pflichten zur Achtung und Erhaltung der Ordnung und Sitte. Im Bauerntum erkannte Steller den „uralten“ Grundpfeiler der germanischen Kultur, auf den sich alle anderen „Stände“ stützen würden. Es sei gekennzeichnet durch ein „Denken und Fühlen, das vom Gesetz der Scholle diktiert wird“. ²³⁴

Solche Beispiele zeigen, daß Stellers Deutungen nicht über plakative Behauptungen und einen dürftigen Eklektizismus hinaus kamen. Nirgendwo findet sich eine konkrete Begründung, wie etwa das Gemeinschaftsgefühl beschaffen sei, woher es stamme und wie es vor Ort Gestalt annehme und sich äußere. Der kollektive Geist auf rassistischer Grundlage wurde als gegeben vorausgesetzt, und seine kulturelle Entäußerung stand völlig unvermittelt da. Steller hielt detaillierte Ableitungen nicht für nötig. Lediglich einige Abgrenzungen nahm er vor gegenüber Theoremen, die dem Volksleben eine mindere Schöpferkraft zubilligten als der Oberschicht, wie es Eduard Hoffmann-Krayer („vulgus in populo“) und Hans Naumann („gesunkenes Kulturgut“) getan hatten. Solche Gedanken hielt Steller für „einseitig“, „unhistorisch“ und „verhängnisvoll“, da sie die gesellschaftlichen Spaltungen vertiefen würden. Demgegenüber betonte er, daß für „uns Nationalsozialisten“ das „Volk“ in hohem Maße produktiv sei und daß sich die Hochkultur nur auf der Basis eines regen Volkslebens habe entfalten können. ²³⁵

Walther Steller blieb zweifellos in wissenschaftlicher Hinsicht für die Volkskunde fast ohne Bedeutung. Er hat weder interessante Anregungen gegeben, wie sie beispielsweise bei Höfler trotz aller ideologischen Verstrickungen zu finden sind, noch hat er in empirischer Hinsicht breitere Untersuchungen vorgelegt, die wenigstens teilweise heute noch Bestand hätten, wie etwa diejenigen Gustav Friedrich Meyers. Allein durch ideologische Schaumschlägerei, durch sein lautes Eintreten für den Nationalsozialismus tat er sich besonders hervor.

Dieser politische Offenbarungseifer erwachte schon früh in ihm. Nach dem Ersten Weltkrieg richtete er sich zunächst gegen Polen und die Tschechoslowakei. 1920/21 beteiligte er sich am „Grenzkampf“ in Oberschlesien; 1923 hielt er Vorträge im Sudetenland. ²³⁶ 1922/23 entwickelte er den Plan zum Ausbau des Germanischen Seminars und zu seiner Aufwertung und Umbenennung in „Deutsches Institut“, damit „Breslau als die Universität des deutschen Südostens“ schlagkräftiger der slawischen Agitation entgegen treten könne. Dieser Plan ging dann 1928 in Erfüllung. ²³⁷ Seit 1922 hielt Steller außerdem volkskundliche Vorlesungen ab, in denen er, wie er sich 1934 brüstete, nationalsozialistische Ideen vorweggenommen habe. ²³⁸ Sein frühes Tendieren zur extremen Rechten geht auch aus einer Propagandaschrift hervor, die er 1924 anonym unter dem Titel „Germania! Quo Vadis?“ publizierte und aufgrund derer er 1936 kundtat, er sei seit den frühen 1920er Jahren ein heimlicher Nationalsozialist gewesen. ²³⁹

Dieses „nationalsozialistische Büchlein“ enthielt direkt oder indirekt die ge-

läufigen Schlagworte und Deutungsmuster aus der nationalistischen Gruselkiste, von der ‚Kriegsschuldflüge‘ und vom ‚Dolchstoß‘ über die ‚Schmach und Schande‘ von Versailles bis hin zu abgedroschenen Ausfällen gegen das republikanische ‚System‘ und die ‚Systemparteien‘. Zum Abschluß faßte er seine Überzeugungen gleichsam in einem politischen Katechismus zusammen, und zwar in neun Punkten, dessen erster lautete: „*Ich glaube an das Ideal einer deutschen Volksgemeinschaft*“. Des weiteren forderte er das Bekenntnis „zum Leben“, „zur Tat“, „zu den Großtaten der Väter“, zu „*Schöpfung und Tradition*“ als „*Religion für die Erneuerung Deutschlands*“ aufzufassen. Offenbar in der Hoffnung auf mögliche Bekehrungswirkung sandte er sein Pamphlet 1924 an den Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Ein weiteres Exemplar ging am 3. April 1933 an Hitler.²⁴⁰ Übrigens hielt Steller auch die Arbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde“ für eine „*nationale und soziale*“ Aufgabe, die sich in Zeiten, in denen die Volkskultur „*von tausendfachen Strömungen*“ sowie durch „*die ephemeren Erscheinungen und fremden Gaben einer sogenannten Kulturoberschicht (wie Jazz, Charleston u. ä.)*“ „*hin- und hergerissen und zersetzt*“ werde, auf die „*Eigenart des angestammten Volkstums*“, auf die „*artgemäßen und bodenständigen Kräfte der deutschen Volksgemeinschaft*“ besinne und „*erzieherisch*“ wirke.²⁴¹

Nach dem 30. Januar 1933 brachte Steller in fast jeder seiner Arbeiten mehr oder weniger direkte Bekenntnisse der „Treue zu Volk und Führer“ unter. Will-Erich Peuckert urteilte 1934 sarkastisch, Steller suche „*jeden fernstliegenden Anlaß*“, um „*vom Deutschtum, deutscher Gesinnung, von nationalen Verpflichtungen zu sprechen*“.²⁴² Darüber hinaus produzierte Steller mehrere programmatische Aufsätze, die die Volkskunde in Deutschland auf den Nationalsozialismus einschwören sollten. Nur wenige andere Fachvertreter haben sich in einer solchen Weise exponiert. Die „Deutsche Volkskunde“, so behauptete Steller, stelle sich rückhaltlos in den „*Dienst am Volksganzen im Sinne der Volksgemeinschaft*“. Nationalsozialismus und Volkskunde seien in ihren Grundlagen und Zielen völlig identisch, denn beiden eigne die Begeisterung „*für das deutsche Wesen und die deutsche Art*“, beide wurzelten im Bewußtsein „*des Volkstums und der lebendigen Kräfte der Volksgemeinschaft*“, beide seien verpflichtet auf die „*Werte der Volkskultur, die dem rassisch bedingten Grund des deutschen Menschen erwachsen sind*“.²⁴³ Deshalb seien beide nicht voneinander zu trennen und aufeinander angewiesen. Denn auf der einen Seite verschaffe erst der „*Durchbruch des nationalsozialistischen Denkens*“ der Volkskunde im Reich „*die verdiente Anerkennung*“, „*Bestätigung*“ und institutionelle Absicherung: „*Erst im Zeitalter des Nationalsozialismus konnte der Volkskunde ihr volles Recht zuteil werden, konnte ihr im Kreis der anderen Wissenschaften der gebührende Platz zugewiesen werden*“.²⁴⁴ Auf der anderen Seite war nach Steller der Nationalsozialismus im wesentlichen angewandte, „*praktische Volkskunde*“ und somit auf wissenschaftliche Unterstützung angewiesen. Nur die Kenntnis der „*Volksgemeinschaft*“ in ihren „*verschiedenartigen Schichten*“ ermögliche der politischen Führung eine „*volksgemäße*“ Regierungsarbeit. Die Volkskunde stelle der Partei die fachlichen Informationen für ihre Regierungs- und „*Erziehungsarbeit*“ zur Verfügung und beteilige sich auch selbst daran, beispielsweise durch Vorträge in Schulen, Jugend-

Arbeitsverbänden sowie vor NSDAP-, SA- und SS-Stellen, durch Beratung von Behörden und durch Übernahme von öffentlichen Ämtern.²⁴⁵

Volkskundliche Erkenntnisse waren für Steller ausdrücklich nicht „*l'art pour l'art*“, sondern Mittel für eine „*zukunftswirkende Neugestaltung unseres Volkstums im nationalsozialistischen Sinne*“. Er berief sich auf Wilhelm Heinrich Riehl, der gewußt habe, daß die beste Staatsführung auf der Vertrautheit mit den „*Lebenskräften und Lebensgesetzen*“ der Volkskultur beruhe. Der Nationalsozialismus werde daher am schönsten auf „*volkskundlicher Grundlage*“ gedeihen. Die Volkskunde habe sich als „*das historische und soziale Gewissen*“ der Politik zu verstehen und dadurch „*das nationalsozialistische Wollen zu bestätigen und zu bestärken*“.²⁴⁶ So begrüßte Steller, daß die Hitler-Regierung bei der „*Neugestaltung unseres gesamten Rechtslebens*“ durchaus volkskundliche Umsicht walten lasse. Auch das Anknüpfen der Partei an das „*Wertvolle im alten Brauch*“ sowie „*an die Symbolik heimatischer Vergangenheit*“ anläßlich beispielsweise von Sonnenwendfeiern und Erntefesten fand seine ungeteilte Zustimmung, sofern es „*ohne Auswüchse, ohne Übertreibung und platte Nachahmung*“ geschehe. In allen Bereichen des Zusammenlebens „*deutscher Menschen*“ beobachtete er die Wiederbelebung „*alter Sitten*“ und „*Werte*“ mit großer Genugtuung, insbesondere hinsichtlich der Familienrolle der Frau, der Erziehung der Jugend und der Achtung vor der vermeintlich natürlichen Autorität.²⁴⁷ Aber vor allem ein Problem hielt er mit dem Nationalsozialismus für überwunden: die soziale Frage.

Wiederum ging Steller von Riehl aus, der behauptet hatte, die soziale Frage sei weniger ein ökonomisches, als vielmehr ein ethisches Problem. Und ebenso meinte nun auch Steller, nicht die Höhe des Lohnes sei entscheidend, sondern die öffentliche Wertschätzung einer beruflichen Tätigkeit. Dem Arbeiter mangle es nicht an Geld, sondern an „*Ehre*“, an „*sittlichem Stolz auf der Grundlage eines Standesbewußtseins*“, an „*seelischer Festigung*“. Der Nationalsozialismus habe dem „*deutschen Arbeiter seine vollgültige, gleichberechtigte Stellung*“ verschafft und somit „*sein Hoffen und Ringen*“ in wunderbarer Weise erfüllt. Alle „*Volkschichten, Stände und Berufe*“, vom Arbeiter über den Handwerker bis hin zum Bauern, hätten ihr „*Berufsethos*“, das „*Bewußtsein von dem Wert*“ ihrer Arbeit und ihrer Stellung als „*Glieder*“ des „*Volkskörpers*“, wiedergewonnen, wodurch alle gesellschaftlichen Spaltungen überwunden und den klassenheterischen Parolen der „*Systempolitiker sozialdemokratischer Richtung*“ die Argumentationsgrundlagen entzogen seien.²⁴⁸ Besonders anläßlich berufsspezifischer Ehrentage werde dieses neue „*Sozialethos*“ gepflegt. So war es nach Steller durchaus sinnvoll und notwendig, den 1. Mai als Feiertag festzuschreiben. Gefüllt mit einem „*neuen, hohen, sittlichen Gehalt*“, diene er nun als Zeichen der Überwindung aller Klassengegensätze durch das „*gemeinsame Bekenntnis der Arbeiter, der Stirn und der Faust*““. Ebenso trug danach die Einführung des „*Handwerkertages*“ zur „*Wiedergewinnung des Berufsethos des Handwerkerstandes*“ bei, und der Bauerntag gab dem „*Bauerntum sein Standesbewußtsein*“ zurück und erneuerte die „*Standessitte*“. Die Regierung Adolf Hitlers, so Steller, „*erfüllte den Adel des Standes und damit das Ethos des Standes und des Berufes mit neuer lebendiger Bedeutung*“.²⁴⁹



Die Universität Kiel im Mai 1945.

Quelle: Foto Urbahns

1933, seine Konkurrenten politisch zu desavouieren. Das fiel ihm nicht allzu schwer, denn Peuckert war als Anhänger der Sozialdemokratie tatsächlich „stadt- und landbekannt“.

Obwohl Steller wußte, was mit politisch linksstehenden Menschen in jenen Monaten geschehen konnte, beschimpfte er seinen Widersacher öffentlich als „marxistischen“ Taugenichts im „Dienst der Systempolitiker sozialdemokratischer Richtung“. Noch jedoch reichte der Einfluß Malten und Rankes aus, um Steller zur Zurücknahme seiner Vorwürfe zu zwingen.²⁶³ Als dann die Fakultät im Sommer 1933 ihre Personalvorschläge beim Reichserziehungsminister einreichte und Steller erfuhr, daß er auf die nahezu aussichtslose vierte Position gesetzt worden war, ließ er die Regeln menschlichen Anstandes gänzlich fallen. Er bezichtigte Malten, aber insbesondere Ranke, der „liberalistischen und philosemitischen Einstellung“ und geiferte, solange solche Männer in leitenden Funktionen blieben, sei „dem Geist Adolf Hitlers der Eingang in die Universitäten“ verschlossen und der „akademische Nachwuchs aufs höchste gefährdet“. Zudem holte Steller in seinem Freundeskreis Auskünfte über Rankes Familie ein und erfuhr, daß dessen Frau Jüdin und dessen Sohn wegen „nicht rein arischer Abstammung“ aus der HJ ausgeschlossen worden sei. Diese Informationen verbreitete Steller in der ganzen Stadt, und über seinen Parteifreund und „Kameraden“ aus der „NS-Beamten-AG“, Ditfurth, gelangten sie auch an Reichserziehungsminister Rust.²⁶⁴

Steller rechtfertigte die Tatsache, „daß ich Frau Professor Ranke ihrer Abstammung nach als zur jüdischen Rasse gehörig bezeichnet habe“, mit der Begründung, daß er es für seine „Pflicht als Nationalsozialist erachte, diesen Sachverhalt wahrheitsgemäß zu beantworten, wenn immer ich von behördlicher oder privater Seite gefragt werde“.²⁶⁵ Er hielt es darüber hinaus für seine „Pflicht“, anzuzeigen, Ranke habe 1932 die neubegründete Schriftenreihe des „Deutschen Instituts“ an den „jüdischen Verlag“ Koebner („Inhaber Herbert Ehrlich“) vergeben und außerdem für den ersten Band die Arbeit des SPD-Mitgliedes Willy Klawitter zur Veröffentlichung vorgesehen gehabt.²⁶⁶ Parallel zu dieser Vernichtungsstrategie gegen Ranke und Peuckert bot Steller einige Fürsprecher auf, die ihn für das ausgeschriebene Amt empfahlen. Im Juli 1933 meldeten sich aus „Anlaß der Besetzung der ordentlichen Professur für Volkskunde an der Universität Breslau“ zehn Studierende, Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Stellers Vorlesungen, Pro- und Hauptseminaren, beim Reichserziehungsminister mit der Bitte, „auf diese Stelle Pg. Professor Dr. Steller zu berufen“. Im August schrieb der Vizepräsident am Oberpräsidium Koblenz und vormalige Leiter der Breslauer „NS-Beamten-AG“, Ditfurth, an Rust, bedauerte den Personalvorschlag der Fakultät und hob Stellers „große Verdienste“ um die Volkskunde im Grenzgebiet und seine, im wohltuenden Gegensatz zu den Mitbewerbern stehende, Zuverlässigkeit in weltanschaulicher Hinsicht hervor.²⁶⁷

Im Januar und Februar 1934 folgte ein persönlicher Schlagabtausch zwischen Steller und Peuckert. Letzterer wehrte sich in zwei Briefen, die er auch an „höhere Stellen“ weiterleitete, gegen dessen Anklagen. In großer Gefahr schwebend, verteidigte er sich recht geschickt. Er legte einige nationalistische Köder aus (Kriegsfreiwilliger von 1914; Bücher, die auch bei Nationalsozialisten Anklang

fanden; Göring-Zitate), um daraufhin zu bekennen, auch er habe beständig für „den Abbruch der vorigen Zeit und die Erneuerung“, für ein „besseres Deutschland“ gekämpft und sich die „bittere Feindschaft der SPD zugezogen“.²⁶⁸ Dabei beging er an seiner wirklichen Haltung keineswegs Verrat, denn auch von sozialdemokratischer Seite her war ja ein „besseres Deutschland“ angestrebt worden, und von kommunistischer Seite her war die Weimarer Republik grundsätzlich bekämpft worden, und in manchen Einschätzungen hatte es Übereinstimmungen mit der politischen Rechten gegeben. Steller reagierte erneut mit einer groben Indiskretion, nämlich mit der unautorisierten Veröffentlichung dieser Briefe, und mit einem längeren Kommentar, in dem er sich bemühte, Peuckerts „Marxismus“ zu entlarven. Die eigentliche Gewitztheit der Peuckertschen Argumentation durchschaute er indes nicht.²⁶⁹

Stellers Interventionen und diejenigen seiner Gesinnungsgenossen führten zunächst dazu, daß das Reichserziehungsministerium die Breslauer Berufungsangelegenheit vorerst auf Eis legte. Außerdem zeitigten die Intrigen gegen Peuckert nun Wirkung. Die Einzelheiten dieser Entwicklung und die Rolle, die Steller dabei gespielt hat, waren aus den durchgearbeiteten Akten nicht zu ersehen. Vermutlich war es Steller, der dafür sorgte, daß, wie Brednich berichtet, gegen Peuckert Anklage wegen „Landes- und Hochverrats“ erhoben wurde, weil er in seiner „Schlesischen Volkskunde“ (1928) eine Sprachkarte abgedruckt hatte, die den nationalsozialistischen Vorstellungen über die Sprachgrenzen nicht genüge. Darüber hinaus wurde seine „Volkskunde des Proletariats“ eingezogen. Der zweite Band der „Schlesischen Märchen“ gelangte nicht zur Auslieferung, denn der Autor hatte darin auch polnische und tschechische Zitate aufgenommen. Darüber hinaus brachte die Gestapo Peuckert in Bedrängnis wegen seiner Artikel im „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ zu den Stichworten „Freimaurer“, „Jude“ und „Ritualmord“, die nicht der geforderten Sichtweise entsprachen.²⁷⁰ Am 13. Mai 1935 entzog Reichserziehungsminister Rust dem Dozenten Peuckert die Venia legendi. Daraufhin konnte er erst nach rund drei Jahren auf Vermittlung John Meiers wieder volkskundlich arbeiten. Nach dem Krieg (zum Wintersemester 1946/47) erhielt er das Ordinariat für Volkskunde in Göttingen, wo ihm der oben vorgestellte Kurt Ranke 1960 nachfolgte.²⁷¹

Der Streit zwischen Friedrich Ranke und dem Dekan der Philosophischen Fakultät, Malten, auf der einen Seite und Steller auf der anderen Seite lebte wieder auf, als die Breslauer Universität das Ordinariat für Volkskunde Ende 1934/Anfang 1935 neu ausschrieb. Steller wiederholte nun die politischen und rassistischen Denunziationen gegen Ranke, wagte sich dann aber gegen Malten zu weit vor, dem er erneut eine „liberalistische“ Einstellung und außerdem eine „völlig unsachgemäße Zusammensetzung“ der Berufungskommission unterstellte.²⁷² Sogar die Gauleitung Schlesien der NSDAP konzedierte daraufhin, Steller habe sich beim Kampf um die Professur „Blößen“ gegeben.²⁷³ Bei ihrer Gegenwehr kam es Malten und Ranke gelegen, daß Steller sich bei Lautübungen und auf Exkursionen seit 1930 gegenüber Studentinnen hin und wieder „unziemlich“ verhalten hatte. Herta Gent sagte aus, daß Steller bei der „Demonstrierung der Zwerchfellatmung“ seine Hand zur Brust mehrerer junger Frauen geführt habe, angeblich

um die korrekte Atmung zu überprüfen. Des weiteren seien oftmals „*unanständige*“ und „*zotenhafte Bemerkungen*“ in seinen Veranstaltungen gefallen, und er habe sich auch anlässlich eines Erfrischungsbades im Verlaufe eines sommerlichen Ausflugs betont „*geschlechtlich*“ verhalten.²⁷⁴

Diese sittlichen Verstöße, die sich in den Verhören bestätigten, führten zusammen mit den unlauteren Angriffen auf den Dekan zu einem Disziplinarverfahren, in dessen Verlauf Steller sich jedoch nicht zurücknahm, sondern seine Ausfälle noch verstärkte, etwa die bekannten Anschuldigungen gegen Malten und Ranke wiederholte und letzterem „*Charakterlosigkeit*“ vorwarf.²⁷⁵ Die Berufung auf den Breslauer Volkskunde-Lehrstuhl war unter diesen Umständen völlig ausgeschlossen. Hinzu kam, daß sich nun auch die Professorenschaft einmütig mit der Dozentenschaft und der Studentenschaft gegen Steller aussprach. Der „NS-Studentenbund“ beurteilte ihn vernichtend als „*pädagogisch unfähig*“, als wissenschaftlich „*unausgewiesen*“ und als menschlich „*zu beanstanden*“. Rektor Walz zog in einem Schreiben an den Reichserziehungsminister das Fazit, es bestehe aufgrund eigener Erfahrungen und der ihm vorgelegten Zeugnisse „*kein Zweifel*“, daß „*Steller wissenschaftlich und pädagogisch nicht in der Lage ist, einen Lehrstuhl für Volkskunde*“ zu bekleiden.²⁷⁶

Dennoch muß sich Steller weiterhin Hoffnungen gemacht haben. Denn als bekannt wurde, daß Walter Kuhn (1903-1983), der sich insbesondere mit seiner „*Sprachinselforschung*“ (1934) einen Namen bei den Nationalsozialisten gemacht hatte, für diese Stelle vorgesehen war (tatsächlich wurde er zum 1. Oktober 1936 zunächst „vertretungsweise“ berufen), reagierte Steller geradezu hysterisch. Diese Entscheidung sei für ihn „*untragbar*“. Sie bedeute „*einen starken Sieg*“ der alten liberalen Seilschaft „*Ranke-Malten-Walz ... über die nationalsozialistischen Kräfte*“.²⁷⁷ Er setzte seine Angriffe gegen die drei Wissenschaftler auch in den folgenden Wochen fort, so daß Ranke ihn schließlich aus den Instituträumen verbannte.²⁷⁸ Malten und Walz beschwerten sich beim Reichserziehungsminister und einigten sich mit diesem im November 1936 darauf, kein neues Verfahren einzuleiten. Gleichzeitig hatte das Ministerium Kontakt mit der Kieler Universität aufgenommen, um dem „*Parteigenossen*“ dort eine Art Gnadenbrot zuteil werden zu lassen. So verständigten sich die Herren auf folgende Formel: „*Es ist in Aussicht genommen, Steller baldmöglichst von Breslau zu entfernen und an einen anderen Ort (Kiel) zu versetzen*“.²⁷⁹ So wurde das Breslauer Verfahren im April 1937 abgeschlossen und die Christiana Albertina mit dem Denunzianten und Fanatiker Walther Steller versehen. Eine selbst für nationalsozialistische Parteifunktionäre unerhörte Maß- und Rücksichtslosigkeit bei der Verfolgung beruflicher Ziele sowie sittliche Verfehlungen hatten zu dieser quasi Strafversetzung nach Kiel geführt.²⁸⁰

Abschließend muß konstatiert werden, daß Steller im Vergleich zu anderen Volkskundlern jener Zeit in schlimmster Weise durch ideologische Hetzereien und häßlichstes Intrigantentum auffiel. Sein Verhalten läßt sich meines Erachtens nicht einmal mehr dem allgemeinen Typus eines akademischen „*Überzeugungstäters*“ zuordnen oder durch den Hinweis auf die geistig-moralische Verfallenheit jener Zeit relativieren; denn von Steller wurden noch die elementaren Regeln des menschlichen Anstandes verletzt, und zwar ohne äußere Not, bei vollem Bewußt



Das Hauptgebäude der Universität Kiel wurde 1954 gesprengt.

Quelle: Archiv

sein und nachweislich in böser Absicht. — Nach seinem Breslauer Debakel indes verhielt sich Steller in Kiel in politischer Hinsicht offensichtlich ruhig. Er wußte, daß er sich weitere Auffälligkeiten nicht leisten konnte, ohne seine Stellung endgültig zu gefährden. Auch seine wenigen bis 1945 noch veröffentlichten fachlichen Schriften weisen, soweit ersichtlich, keine übertrieben weltanschaulich inspirierten Stellungnahmen mehr auf.²⁸¹

Nach dem Krieg änderte Steller seine fachlich-inhaltlichen Schwerpunkte und Meinungen nicht, im Gegenteil, unter dem Dach der „*Schlesischen Landsmannschaft*“ konnte er seine alten nationalsozialistischen Vorstellungen von „*Volk*“ und „*Raum*“ im neuen Gewand, nämlich dem des Revanchismus, wiederaufleben lassen. Im Hinblick auf seine persönliche Verstrickung und Schuld flüchtete er sich schon bald in eine geradezu degoutante Lebenslüge, die er 1959 auch schriftlich niederlegte: Steller tat kund, er habe sich seinerzeit in Breslau geweigert, eine „*jüdische Sekretärin*“ zu entlassen und außerdem die Zeitschriften „*Germanistische Abhandlungen*“ und „*Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde*“ weiterhin im jüdischen Verlag „*M. und H. Marcus*“ erscheinen lassen. Aus diesem Grund sei er in Konflikt mit den Nazis geraten und nach Kiel strafversetzt worden. Ranke und Peuckert hätten bei dieser Hatz auf ihn mitgewirkt.²⁸²

Steller verdrehte also die in den Quellen eindeutig dokumentierte Sachlage soweit, daß er selbst nun als von den Nationalsozialisten verfolgt und von seinen Kollegen verräterischer Wissenschaftler dastand. Er zeigte keine Spur von Reue gegenüber Will-Erich Peuckert und Friedrich Ranke, die er ohne Zweifel in Lebens-

gefahr gebracht hatte. Peuckert mußte nach 1935 aufgrund der Stellerschen Denunziationen Breslau verlassen und erhielt erst 1946/47 wieder die Möglichkeit, an einer Universität zu wirken (als Ordinarius für Volkskunde in Göttingen). Ranke wurde ebenfalls seiner Professur enthoben und emigrierte in die Schweiz, wo er seit 1938 den germanistischen Lehrstuhl in Basel innehatte. Steller indes lehrte bis zum Kriegsende aus Krankheitsgründen nur unregelmäßig in Kiel, wurde 1945 entlassen und konnte erst nach seiner Entnazifizierung im Sommersemester 1947 die Vorlesungstätigkeit an der CAU wieder aufnehmen. Walther Steller starb am 29. Dezember 1971 in Kiel.

Außer Mensing, Meyer, Schlee, Höfler, Ranke und Steller wirkten zwischen 1933 und 1945 noch mehrere andere Wissenschaftler auf volkskundlichem Gebiet an der Kieler Universität. Als brillanter Gelehrter muß der Rechtswissenschaftler Eugen Wohlhaupter (1900-1946) erwähnt werden, der im April 1935 zum „nichtbeamteten außerordentlichen Professor“ an der Christiana Albertina ernannt wurde.²⁸³ Er machte sich in der Volkskunde vor allem durch seine rechtsgeschichtlichen Studien einen Namen: „Rechtsquellen Schleswig-Holsteins“ (1938), „Geschichte der Rechtsquellen Schleswig-Holsteins“ (1938), „Das Recht Schleswig-Holsteins im Rahmen der gesamtgermanischen Rechtsgeschichte“ (1939), „Zur rechtlichen Volkskunde“ (1940), „Beiträge zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins“ (1940 und 1942), „Das Recht Schleswig-Holsteins und der Norden“ (1943). Wohlhaupter, geboren, aufgewachsen und ausgebildet in Bayern, gehörte dem politischen Katholizismus zu (seit 1931 Mitglied der „Bayerischen Volkspartei“), als Hitler 1933 zur Macht kam. Er galt unter Nationalsozialisten als einer der „schwärzesten Vertreter der Rechtswissenschaft“ in Deutschland²⁸⁴, so daß seine Karriere zunächst auf dem Spiel stand, er aber zuletzt wegen seiner fachlichen Qualitäten in Kiel geduldet wurde. Ein Ordinariat erhielt er aufgrund seiner „*politischen Unzuverlässigkeit*“ nicht, obwohl er zum 1. Mai 1937 notgedrungen in die NSDAP eintrat und später sogar Gauleiter Lohse sich für den überragenden Wissenschaftler einsetzte.²⁸⁵ Die jahrelangen Anfeindungen durch die Nationalsozialisten zermürbten Wohlhaupter. Nachdem 1945 die britische Militärregierung seine Rolle im Nationalsozialismus nach der vordergründigen Parteimitgliedschaft beurteilt und ihn von der Universität entfernt hatte, starb Wohlhaupter am 23. Dezember 1946. Hans Hattenhauer hat den tragischen Lebenslauf und beruflichen Werdegang dieser integren Persönlichkeit und wissenschaftlichen Kapazität mit einer eingehenden Studie gewürdigt.²⁸⁶ Daher können hier detaillierte Ausführungen unterbleiben.

Ein nüchterner und sachbezogener Wissenschaftler war auch der Landes- und Volkskundler Gerhard Staak (1892-1945), der 1935 zum Professor an der Pädagogischen Akademie in Kiel (heutige „Erziehungswissenschaftliche Fakultät“ der CAU) ernannt wurde.²⁸⁷ Er wurde 1931 mit der Arbeit „Die magische Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg“ promoviert und konzentrierte sich in den folgenden Jahren auf die Orts- und Flurnamenforschung. Er leitete die betreffende Abteilung des „Instituts für Volks- und Landesforschung“ seit dessen

Gründung 1938. Ende 1943 habilitierte er sich an der CAU aufgrund der Schrift „Das ‚ewige Kornland‘ in Holstein und das alte Pflugland der nordelbischen Sachsen im Lichte der Flurnamen“ und war infolgedessen für eine Dozentur für „Niederdeutsche Sprache und Literatur“ vorgesehen. Die Berufung scheiterte vermutlich aus Kriegsgründen.²⁸⁸ Staaks Arbeiten zeichnen sich durch eine große empirische Exaktheit aus, die auf heutige Leser etwas spröde und langweilig wirken kann. Es finden sich darin aber auch einige Ausfälle gegen eine „*materialistische*“ Wissenschaft und Bekenntnisse zum Nationalsozialismus, zum „*deutschen Volksboden*“, „*Blut*“ und „*Erbgut*“ etc. Im Gegensatz zu solchen opportunistischen Äußerungen stehen Stellungnahmen gegen „*Herrenhochmut*“ und für „*zornigen Trotz und Fäusteballen*“ sowie für die Besinnung auf „*seelische Not*“ und auf „*letzte Dinge*“.²⁸⁹ Die wenigen ideologischen und anderen wertenden Äußerungen muten indes kraus und unausgegoren an. In politischer Hinsicht war Staak überzeugter Nationalsozialist. Am 1. November 1933 trat er dem „NS-Lehrerbund“ und später aus dem „NSD-Dozentenbund“ bei. Seit Dezember 1936 gehörte er der SS an, und zum 1. Mai 1937 folgte die Aufnahme in die NSDAP.²⁹⁰ Auf seine wissenschaftlichen Arbeiten haben sich diese organisatorischen Bindungen indes weitaus weniger ausgewirkt, als es bei anderen Volkskndlern der Fall war. Gerhard Staak starb am 15. Mai 1945 unter ungeklärten Umständen in Gettorf. Weitere Einzelheiten wären zu erforschen.

Ein kurzes Gastspiel an der Kieler Universität gab der Geograph Hans Schwalm (geboren 1910), der hier vom 9. Mai 1934 bis Sommersemester 1935 als „Beauftragter Dozent für Deutsche Volksforschung“ wirkte.²⁹¹ Schwalm war 1925 in Heidelberg promoviert worden und dann nach Leipzig gegangen, wo er für die 1926 gegründete „Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung“ arbeitete. Seit 1930/31 gab er zusammen mit dem Volkskundler und Historiker Wilhelm Volz die „Deutschen Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung“ (später umbenannt in „Deutsche Hefte für Volksforschung“) heraus und in diesem Rahmen auch die fortlaufende Bibliographie „Schrifttum zur Erforschung des grenz- und auslandsdeutschen Volks- und Kulturbodens“.²⁹² Darüber hinaus verfaßten Schwalm und Volz um 1930 die Studie „Die deutsche Ostgrenze“. In diesen Jahren war Schwalm auch Hauptredakteur am „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“. Mit seinen Aktivitäten wollte er beitragen zum „*Selbsterhaltungskampf*“ des „*deutschen Volkstums*“ in seinen Rand- und Inselgebieten und das „*Deutschtum*“ als Träger der „*höheren kulturellen und zivilisatorischen Werte*“ herausstellen.²⁹³ Von Leipzig aus ging Schwalm nach Kiel und wechselte von dort nach Berlin. Am 1. Juni 1941 wurde er zum „planmäßigen außerordentlichen Professor“ an der „Reichsuniversität Posen“ ernannt. Schwalm war indes mehr ein Wissenschaftsfunktionär als ein Gelehrter. Er hat, soweit ersichtlich, zwischen 1933 und 1945 keine einzige wissenschaftliche Studie veröffentlicht. Dagegen trat er in politisch-organisatorischer Hinsicht um so auffälliger in Erscheinung. Zum 1. Mai 1933 wurde er Mitglied der NSDAP, und er betätigte sich in der „Parteiämlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums“. Am 1. Oktober 1933 folgte die Mitgliedschaft in der SA und am 1. Januar 1936 in der HJ, wo er als „Bannführer“ auftrat. Am 17. Juli 1942

wurde er in die SS aufgenommen und arbeitete im Rang eines „Untersturmführers“ (im August 1942 zum „Hauptsturmführer“ befördert) im „Persönlichen Stab Reichsführer SS“. ²⁹⁴

Schon zuvor (nach der Niederwerfung Südsloweniens im April 1941) hatte ihn das „SS-Ahnenerbe“ beauftragt, an der im Jugoslawien-Abkommen zwischen Hitler und Mussolini vereinbarten Umsiedlung der Gottschee-Deutschen mitzuwirken. Er organisierte die „Sicherstellung und Überführung des geistigen und dinglichen Kulturgutes sowie der Kunst- und Archivgüter“ und schloß diese Arbeit mit 35 Mitarbeitern im Frühjahr 1942 ab. ²⁹⁵ Diese Tätigkeit hatte ihn für weitere SS-Aufgaben qualifiziert, so daß ihm Himmler im August 1942 die Leitung der „Dienststelle Norwegen“ im Rahmen des „Germanischen Wissenschaftseinsatzes“ des „SS-Ahnenerbes“ übertrug. Dort warb er für ein „Großgermanisches Reich“ und knüpfte Kontakte mit Wissenschaftlern. 1944 resümierte er, daß er „große Erfolge nicht zu verzeichnen habe“, weil die dortigen Hochschullehrer eine „fast geschlossene Schicht anglistisch ausgerichteter Kreise“ bilden würden. Gleichzeitig ging Schwalm daran, den Kulturrab im Norden für die SS mitzuorganisieren. Er fertigte Bestandsaufnahmen von „Denkmälern aus der germanischen Geschichte“ an und ließ Bücher, Ausstellungsstücke und anderes beschlagnahmen und nach Deutschland verschiffen. ²⁹⁶ Schwalm blieb bis Dezember 1944 in Oslo. Nach 1945 arbeitete er für die „Arbeitsgemeinschaft für Osteuropafor-schung“ in Baden-Württemberg (Tübingen), wo er noch heute lebt. Über Schwalm wird Olaf Bockhorn (Wien) in nächster Zeit eine Studie veröffentlichen, so daß hier eingehendere Darstellungen unterbleiben können.

Längerfristig nach Kiel verschlug es den Volkskundler und Pädagogen Ernst Bargheer (1892-1974), der 1927 bei Otto Lauffer in Hamburg mit der Arbeit „Eingeweide, Lebens- und Seelenkräfte des Leibsinners im deutschen Glauben und Brauch“ (veröffentlicht 1931) dissertiert hatte. ²⁹⁷ Es handelt sich um ein sonderbares, abgründig-versponnenes Werk über die Schau und Deutung sowie die magische Kraft von Eingeweiden im Aberglauben. 1930 wurde Bargheer zum Professor an der Pädagogischen Akademie in Hannover ernannt. In gleicher Funktion und Institution war er seit 1932 in Dortmund tätig. Nach der Machtübergabe avancierte er zum Ministerialrat im Reichserziehungsministerium, wo er sich um das „landwirtschaftliche Bildungswesen“ (Abt. U II k), die „Jugendpflege“ (Abt. U II o) und später um die „körperliche Erziehung der Schüler“ (Abt. K II) kümmerte. Seinen Aufstieg hatte er der langjährigen Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen zu verdanken. 1929 war er in die SA eingetreten und am 1. Dezember 1931 in die Partei. Außerdem gehörte er dem „NS-Lehrerbund“ an, in dem er die „Reichsfachschaft Volksschule“ leitete. ²⁹⁸ Neben seiner Tätigkeit im Erziehungsministerium gab Bargheer von 1934 bis 1943 die Zeitschrift „Der neue Volkserzieher“ heraus (1936 umbenannt in: „Der deutsche Volkserzieher“), leitete ein „volkskundliches Schulungslager“ in Bischofswerder (1934) und verfaßte programmatische Aufsätze zum Verhältnis von Lehrerbildung, Volkskunde und Nationalsozialismus. ²⁹⁹

Schwerwiegende „Verfehlungen“ führten jedoch Anfang 1936 zum jähen Sturz des Ministerialrats. Die Vorfälle konnten auf der Grundlage der durchgesehenen

Acten nicht aufgedeckt werden. Die Angelegenheit wurde so „vertraulich“ behandelt, daß die zugehörigen Papiere zunächst nicht bei den Personalakten landeten, sondern in einem Schrank im Ministerialbüro. ³⁰⁰ Zum Bibliotheksrat degradiert, arbeitete Bargheer seit April 1936 in Halle. Hier geriet er, wie Heiber berichtet hat, aufgrund seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Eduard Wildhagen in die Turbulenzen zwischen dem „Amt Rosenberg“ und dem „SS-Ahnenerbe“ um die Deutsche Forschungsgemeinschaft, was ihm Anfang 1937 ein Disziplinarverfahren einbrachte. Eine weitere Affäre um die Führung in der „Reichsfachschaft Volksschule“ folgte 1937 bis 1940. Beide Verfahren überstand Bargheer ohne größere Nachteile. ³⁰¹ 1939 übersiedelte er nach Kiel, wo er seit dem 1. Februar als Bibliotheksrat an der CAU beschäftigt war. Im Krieg betreute er als „Wehrmachtsfürsorgeoffizier“ Lazaretts und Bunker. Nach 1945 wurde er aus dem öffentlichen Dienst entlassen und, nach Auskunft seiner Tochter, Elke Bargheer (Kiel), im Entnazifizierungsverfahren in die Gruppe 1 („Hauptschuldige“) eingestuft. Erst 1954/55 faßte er mit der Gründung einer Privatschule in Kiel-Düsternbrook wieder festen Fuß. Über Ernst Bargheers Lebenslauf und beruflichen Werdegang hat Elvira Weiß eine Studie veröffentlicht, so daß hier auf weitere Angaben verzichtet werden kann. ³⁰²

Eine besondere Beziehung zur Volkskunde entwickelten auch der Germanist Carl Wesle (1890-1950) und der Kunsthistoriker Alfred Kamphausen (1906-1982). Wesle wurde im März 1929 zum ordentlichen Professor für „germanische, insbesondere deutsche Philologie“ an der CAU ernannt. Er hatte sich vor allem mit alt-, frühmittel- und mittelhochdeutschen Studien einen Namen gemacht, aber beschäftigte sich auch mit volks- und altertumskundlichen Themen, vor allem mit Märchen und Volksdichtung. In Kiel hielt er entsprechende Vorlesungen ab und wußte seine Schüler, etwa Kurt Ranke, für diese Interessengebiete zu begeistern. ³⁰³ Trotz seiner durchaus germanophilen, national-bewegten Einstellung wurde Wesle, wie Ralph Uhlig dargestellt hat, zum 1. Oktober 1934 nach Bonn zwangsversetzt, weil er sich für den Literaturhistoriker und Theaterwissenschaftler Wolfgang Liepe (1888-1962) eingesetzt hatte, der republikanisch gesonnen und mit einer Jüdin verheiratet war. Noch dazu hatte er gegen den rigorosen Kurs des Rektors der CAU, Lothar Wolf, opponiert. ³⁰⁴ Eine genauere Untersuchung über Wesles wissenschaftlichen Werdegang vor 1933, im Nationalsozialismus und nach 1945 bleibt ein Forschungsdesiderat.

Der Kunsthistoriker Alfred Kamphausen hatte seine fruchtbarste Schaffensperiode zwar erst nach 1945, und er war zuvor nicht der Kieler Universität verpflichtet gewesen (er habilitierte sich hier im August 1946 und nahm seitdem seine Lehrveranstaltungen an der CAU auf), aber er war während der Zeit des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein der herausragende Fachmann für Museumsfragen. ³⁰⁵ Darüber hinaus veröffentlichte er mehrere Aufsätze zu volkskundlichen Themen. ³⁰⁶ 1931 zum Direktor des Dithmarscher Landesmuseums (Meldorf) berufen (jüngster Museumsdirektor im damaligen Deutschland), schwang er sich zum Leiter der 1929 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen in Schleswig-Holstein“ auf. In dieser Funktion sorgte er 1933/34 für die „Einschaltung“ der Museumsarbeit im Lande: für ihre Eingliederung in die nationalso-

zialistischen Kulturverbände und für ihre programmatische Formierung. Das bedeutete vor allem, daß die Museen „mithelfen“ sollten „bei dem großen Erziehungswerk, das einen artbewußten Menschen schaffen will“. Gegen „allen Liberalismus“ und „Individualismus“ und alle zivilisatorische „Nivellierung“ hätten sie jetzt anzutreten, um „die Gemeinschaft der Rasse zu erhalten“ bzw. wieder aufzubauen.³⁰⁷ Kamphausens Wirken fand in nationalsozialistischen Kreisen große Anerkennung, so daß er 1935 zum „Museumspfleger der Provinz Schleswig-Holstein“ ernannt wurde. Im „Reichsbund für Volkstum und Heimat“ betreute er das Sachgebiet „Trachtenpflege“ und in der „NS-Kulturgemeinde“ wirkte er als Referent für „Volkstumspflege“.³⁰⁸ Zum 1. Mai 1933 war er der NSDAP beigetreten.³⁰⁹ Übrigens hat Kamphausen allem Anschein nach auch in kunsthistorischer Hinsicht eine rigorosere nationalsozialistische Linie vertreten als etwa Ernst Schlee. Der Künstler, so forderte er, müsse sich „wieder als notwendiges Glied“ des eigenen „Volkes“ empfinden und seinen Stil aus der „Gemeinschaft“ des „Stammes“ heraus entwickeln. Alle wirklich großen Künstler zögen „ihre Kräfte aus Lage, Boden und Blut“. Kamphausen plädierte für die „heroische Form“, „die für das Dritte Reich Gültigkeit haben wird“. Er schmähete „alles Extravagante“ in den Künsten und gab vor, mit seinen völkischen Maßstäben „gute, gesicherte Kategorien für ihre Deutungen“ zu besitzen.³¹⁰ Nähere Einzelheiten über Kamphausens Leben und Werk hat Karsten Schrum erforscht.³¹¹

Wissenschaftler aus verschiedenen Fachrichtungen repräsentierten die Volkskunde in Kiel zwischen 1933 und 1945, vor allem Germanisten (Mensing, Meyer, Höfler, Ranke, Steller), ferner Juristen (Wohlhaupter), Kunsthistoriker (Schlee, Kamphausen), Geographen (Schwalm) und andere wie beispielsweise der „Lektor für niederländische Sprache, Kultur- und Volkskunde“, Albert Vlamynck (Beitritt zur NSDAP zum 1. Mai 1933, „teilnehmendes Mitglied“ des „SS-Ahnenerbes“ seit Juni 1939)³¹². Außer Eugen Wohlhaupter haben alle genannten Fachvertreter die Machtübergabe an Hitler im Januar 1933 begrüßt, aber sie haben es aus unterschiedlichen Motiven heraus und mit unterschiedlicher Intensität getan. Das Spektrum reichte von gutmütigen Wertkonservativen wie Mensing bis hin zu nationalsozialistischen Schreihälsen wie Steller. Dazwischen fanden sich eher nüchtern-technokratische Wissenschafts- und Kulturfunktionäre wie Schwalm, Schlee und Kamphausen sowie naive, aber aggressiv volkstümelnde Heimatforscher wie Meyer und völkisch-faustische, abgründig-dunkle Brüder wie Bargheer und Höfler.

Bei allen Differenzierungen, die zwischen ihnen hinsichtlich ihrer Lehrmeinungen, fachlichen Qualitäten und ihrem politischen und organisatorischen Engagement vorgenommen werden müssen, waren sie sich doch in einem einig: in dem festen Glauben an die historische Mission der Germanen und in der Vorstellung, daß aus dem „arischen Blut“ und dem „deutschen Boden“ eine besondere „völkische Geistigkeit“ hervorgewachsen sei, welche gegen die vermeintlich zerstörerische moderne „Zivilisation“ zu behaupten sei und welche wieder in die traditionell ihr gebührende Hegemoniestellung auf sittlichem, weltanschaulichem, kulturellem

und politisch-praktischem Gebiet einzusetzen sei. Die auf der „Rasse“ beruhende „Volksseele“ war es auch, die gegen alle individualistischen, konflikt-orientierten Gesellschaftslehren aufgeboten wurde. Nicht egoistische Interessen- oder Klassen-gegensätze machten danach das Wesen des Sozialen aus, sondern die kollektiven, einheitlichen, gemeinsamen „Lebenskräfte und Lebensgesetze“. Die „Volksgemeinschaft“ wurde als Inbegriff „echten“, „geordneten“, „kontinuierlichen“, „artgemäßen“ Zusammenlebens „deutscher Menschen“ der vermeintlich zerrissenen, künstlichen, dem „deutschen Wesen“ abträglichen „Gesellschaft“ entgegengestellt. Von den Nationalsozialisten erhofften sich diese Volkskundler die Verwirklichung ihrer sozio-kulturellen Phantastereien. Daß dabei die humanistischen Ideale der westeuropäischen Geistes-tradition auf der Strecke blieben, ignorierten oder begrüßten sie als notwendige Säuberung von „unvölkischem“ Gedankengut und „artfremden Elementen“.

Die Volkskunde verkam auf diese Weise zu einer völkischen Nabelschau, die dem Nationalsozialismus mehr oder weniger bewußt eine pseudo-kulturwissenschaftliche Rechtfertigung gab. Selbst die verrücktesten Spekulationen wurden dabei für absolute Gewißheiten ausgegeben. Denn jedes vorsichtige, bescheidene Vorgehen hätte einerseits Konstruktionen mit Absolutheitsanspruch unmöglich gemacht und andererseits dem Totalitätsanspruch nationalsozialistischer Herrschaft nicht genügt. Die volkskundlichen Basisbegriffe und Kerngedanken kamen als Axiome daher, um sie gegen alle mögliche Disponibilität zu immunisieren und grundlegende Diskussionen von Anfang an zu vereiteln. Das Dogma erlebte hier eine aberwitzige Wiederauferstehung, nachdem ihm vom Neukantianismus am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts der erkenntnistheoretische Garaus gemacht worden war und obwohl das moderne gesellschaftliche Leben eindimensionale und für alle Menschen gleichermaßen verbindliche Kulturinterpretationen kaum noch zuließ. „Völkisches Denken“ war, wie etwa am Begriff der „Kontinuität“ gezeigt werden konnte, auch ein letztes, absurdes Aufbäumen des Wunsches nach eindeutigen Wertorientierungen, nach übersichtlichen Lebensverhältnissen und klaren Ordnungen in einer Welt, deren soziale Strukturen immer verworrener, weniger überschaubar, befremdlicher wurden. Statt diese Verwickeltheit, Vielfalt, Variabilität, Beliebigkeit als Chance für „Mehr-Leben“ (Georg Simmel) zu begreifen oder sich in staunender Toleranz zu üben oder mit dem scharfen Messer des Verstandes ihre problematischen Seiten herauszuschälen oder ihr möglicherweise verhängnisvolles Wesen zur Diskussion zu stellen, trachteten diese Kieler Volkskundler unbekümmert und trotzig nach letzten Wahrheiten und versuchten sich in einer völkischen Metaphysik.

Sie glaubten fest, im Volksleben etwas „Wahres“, „Ewiges“, „Absolutes“ zu schauen, dem schon durch das Gewicht seiner vielhundertjährigen Geschichte mehr Geltung zukomme als den „ephemereren“ Gestaltungen der modernen Gesellschaft. Das „deutsche Wesen“ war demnach nicht mit denjenigen Mitteln aufzuschließen, die die geschmähte Zivilisation als universale Instrumentarien der Natur- und Menschenbeherrschung hervorgebracht hatte: mit dem kausal-analytischen, kühl-kalkulierenden Verstand. Rationalismus und Aufklärung hatten ja nach dieser Lesart die Zergliederung, Individualisierung, Atomisierung und damit

die fortschreitende Vernichtung der „alten“, „echten“, „gesunden“ Sozialformen ausgelöst und vorangetrieben, und daher war der „Ratio“ als dem Kern und Katalysator des Modernisierungsprozesses zutiefst und durch zu mißtrauen. „Logik und Verstand“ wurden verächtlich gemacht und für vollständig ungeeignet befunden, das „Wesen“ des Volkslebens, nämlich die „deutsche Volksseele“, zu ergründen. Dafür kamen nur die Kräfte germanischer Geistigkeit selbst in Frage, wie sie in jedem deutschen Volkskundler schlummern und als „Gefühl“, „Schaukraft“, „Intuition“ wirksam würden. Nur in quasi mystischer Versenkung in die eigene rassisch-seelische Disponiertheit und in den Forschungsgegenstand sollte es möglich sein, der substantiellen Ideen des germanisch-deutschen Lebens bewußt zu werden. Dieser Gedanke, Möglichkeiten der Erkenntnis auch außerhalb der strengen Ratio anzusiedeln, war keineswegs neu, war etwa in Diltheys Hermeneutik entwickelt worden. Aber dort ging er einher mit komplexen und feinsinnigen Erwägungen über das Verhältnis von Forschungsobjekt und Forschungsobjekt und mündete, beispielsweise bei Max Weber, in einer Neubestimmung und Relativierung des erkennenden Selbstbewußtseins ein.

Anders jedoch in der völkisch orientierten Volkskunde: Hier diente die Kritik von „Logik und Verstand“ gerade nicht der Erhellung menschlichen Erkenntnisvermögens, sondern der Verdunkelung des Erkenntnisvorgangs. Denn der in tiefer Ergriffenheit geschauten Sinn sollte allen rationalen Anfechtungen enthoben, sollte unantastbar und sakrosankt sein. Die Abkehr von der Ratio diente hier nicht der erkenntnistheoretisch begründeten Bescheidenheit der Wissenschaften, sondern geradezu dem Gegenteil, dem anmaßend-bornierten Beharren auf absoluten Wahrheiten und objektiven Einsichten. Das Plädoyer für das angeblich treffsichere germanisch-rassische Gefühl erweist sich somit nicht als romantisch-umsichtiger Zug gegen technokratische Arroganz. Derlei Besonnenheiten war die „verstehende Soziologie“ weitaus gerechter geworden. Dieses Plädoyer erweist sich vielmehr als Rechtfertigung gerade derjenigen gesellschaftlichen Strömungen, die es einzudämmen vorgab. Denn der intuitiv-absoluten Erkenntnisgewißheit folgte der Anspruch auf absolute soziale Gültigkeit nach. Die völkisch-totale Wesensschau lief auf die totalitär-völkische Formierung der Gesellschaft hinaus und damit auf eine radikale und brachiale „Kolonisierung der Lebenswelt“. Unter dem Banner der „wahren“, „echten“ und „ewigen“ „Volksgemeinschaft“ wurden die komplexen, bunten, eigensinnigen menschlichen Zusammenlebensformen in das Klischee des Volkstümlichen, in dieses völkisch-stählerne „Gehäuse der Hörigkeit“, gepreßt. Abweichende Tendenzen wurden als „artfremd“ denunziert und mundtot gemacht. Volkstümlich verbrämt ließ sich außerdem die Bürokratisierung und Modernisierung nach 1933 unvermindert und nun ungehindert durch demokratischen Einspruch vollstrecken. Die Schmäherung der erkennenden Ratio, die „Zerstörung der Vernunft“, endete in der Vernichtung von Kulturen und Menschen. Solcher Barbarei wie auch den heutigen Formen rechtsradikaler Irrationalität sei abschließend mit den Worten von Ferdinand Tönnies begegnet: „*Wir sind doch Kultur-Europäer mit unserm Fleisch und Blut und müssen Rationalisten sein*“³¹³, denn wir wissen mit Goya: „*Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer*“.

Anmerkungen

- 1 Zur Fachgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert vgl. u. a. Sievers 1970; Bausinger 1971; Sievers 1988, 31-50; Sievers 1991 a; Weber-Kellermann, Bimmer 1985; Jacobeit 1965.
- 2 Vgl. Schwietering 1927, 748-765; Fehrle 1934, 623-626; Spamer 1921, 11.
- 3 Vgl. Hoffmann-Krayer 1902; Naumann 1921, 3ff.; Spamer 1921, 17; Ziegler (1934), zitiert nach Weber-Kellermann, Bimmer 1985, 104.
- 4 Vgl. Plessner 1959, besonders 5, 52, 81, 102.
- 5 Vgl. u. a. Weber-Kellermann, Bimmer 1985, 103ff.; Jeggel 1988, 51-71; Bausinger 1965, 177-204; Gerndt 1987; Brednich 1987.
- 6 Vgl. dazu Freudenthal 1955, 138, 178, 205f.
- 7 Vgl. Maus 1946, 349-359.
- 8 Vgl. Jeggel 1988, 64; Weber-Kellermann, Bimmer 1985, 108; Bausinger 1965, 200f.
- 9 Vgl. u. a. Bausinger 1965; Gerndt 1987; Emmerich 1968; Emmerich 1971; Gansohr-Meinell 1993; Assion 1985; Gilch, Schramka 1986; Oesterle 1987; Meissl 1981; Bockhorn 1988; Bockhorn 1989; Gajek 1991; Jacobeit, Mohrmann 1982.
- 10 Vgl. Kramer 1969, 57-63.
- 11 Vgl. Jordan, Hofmann 1969, 200ff.; Volbeh, Weyl 1956; Kramer 1969, 57ff.; Sievers 1991 b, 11-31; Bülick 1951, 563-407; Scherer 1896; Eberhart 1991, 23-40; Engster 1986.
- 12 Kramer (1969, 57) schreibt, es reiche „*vom Märchen bis zu Sichte und Mahdhaken, vom Schlager und Volkslied bis zum Hahnenbalken, vom Vogelschießen bis zum Kegelverein, vom Bauern bis zum Arbeiter, von der Wirtschaftsweise bis zu religiösen Gesinnungen und Objektivationen*“.
- 13 Vgl. dazu u. a. Sievers 1991 a. Darin insbesondere die Beiträge Sievers 1991 c; Könenkamp 1991; S. Jacobeit 1991; Zimmermann 1991.
- 14 Vgl. dazu die Untersuchung von Christiansen (1980) über das soziale Profil der Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Heimat“ des „Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde“ in Schleswig-Holstein.
- 15 Vgl. Zimmermann 1992, 4-18; Christiansen 1980; Emmerich 1971; Bausinger 1987, 131-141; Bergmann 1970.
- 16 Vgl. Zimmermann 1992; Bollmus 1970, insbesondere 27-103; Buchholz 1976; Vahsen 1986, 133-161.
- 17 Vgl. Bollmus 1970; Kater 1974; Heiber 1966; vgl. auch Heiber 1991 und 1992; Schulze 1980, 69-81; Vierhaus 1968, 617-627.
- 18 Vgl. dazu auch Lutz 1983, 173-186.
- 19 Vgl. Rosenberg an Reichserziehungsminister Rust am 04.11.1941, 05.08.1942 und 07.08.1942, in: BDC: Research-Akten, REM Nr. 6. Zur „Hohen Schule“ vgl. Bollmus 1980, 125-152; Kater 1974, 142, 276ff.
- 20 Laut mündlicher Auskunft von Hannjost Lixfeld. Vgl. dazu Lixfeld 1987, 76.
- 21 Vgl. Kater 1974, 43ff.; Lixfeld 1987, 77.
- 22 Vgl. Gansohr-Meinell 1993; vgl. auch Lixfeld 1987, 73ff.
- 23 Vgl. Gajek 1991, 129; Kater 1974, 74.
- 24 Vgl. Heiber 1966, 260ff.; Vierhaus 1968, 620. Vgl. auch Werner 1967; Schönwälder 1992; Losemann 1977.
- 25 Vgl. Heiber 1966, 551, 604.
- 26 Vgl. Kater 1974, 150ff.
- 27 Vgl. Kater 1974, 170ff.; Ackermann 1970.
- 28 Vgl. Strukturtafel der „Abteilung Germanischer Wissenschaftseinsatz“ im „SS-Ahnenerbe“ o.J., in: BDC: SS-Hängeordner 5574. Zur „Kulturarbeit“ der SS in den besetzten Gebieten vgl. Kater 1974, 145ff.
- 29 Vgl. Sievers an Schwalm am 22.08.1941, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe, Akte Schwalm. Zur Umsiedelung der Gottschee-Deutschen vgl. Kater 1974, 159ff. Neuerdings hat sich Olaf Bockhorn (Wien) mit diesem Thema befaßt. Er hat allerdings seine Ergebnisse noch nicht veröffentlicht.
- 30 Zur Biographie Mensings vgl. Pauls 1940, XIII-XIX; Kürschner 1935; Witt 1939, 16-19; Jordan, Hoffmann 1969, 224; Volbeh, Weyl 1956, 192.

31 Vgl. Mensing 1927 a, IX-XXI.
 32 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1903-1939, in: Universitätsbibliothek der CAU.
 33 Vgl. Jordan, Hoffmann 1969, 218.
 34 Vgl. Engster 1986; Emmerich 1968; von See 1970.
 35 Müllenhoff 1890, VI.
 36 Vgl. Mensing 1927 a, IX, XVf.
 37 Vgl. Mensing 1934 a, 21; Mensing 1927 a, XV.
 38 Vgl. Mensing 1934 a, 20ff., 84ff.
 39 Vgl. Mensing 1934 a, 6f.; Mensing 1927 a, IX, XIV.
 40 Vgl. Mensing 1921, V; Mensing 1927 a, XIV; Mensing 1934 b, 12.
 41 Vgl. Mensing 1921, VI.
 42 Vgl. Mensing 1921, VI; Mensing 1927 a, IX, XIV; Mensing 1938, 23.
 43 Vgl. Tönnies 1926, 34; Tönnies 1909, 89; Tönnies an Paulsen am 30.10.1879, in: Tönnies, Paulsen 1961, 61.
 44 Vgl. Mensing 1921, VI; Mensing 1927 a, IXff.
 45 Vgl. Mensing 1934 b, 12; Witt 1939, 16ff.
 46 Vgl. Mensing 1934, 53.
 47 Vgl. Karteikarte Mensing, in: BDC: Masterfile; Kieler Zeitung 194 (16.07.1933), Blatt 3.
 48 Zur Biographie Meyers vgl. Meyers handschriftlichen Lebenslauf vom 24.01.1938 und den von ihm ausgefüllten „Fragebogen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschrifttumskammer“ vom 10.01.1938, in: BDC: Research-Akten, Reichskulturkammer. Vgl. Kürschner 1941 Bd. 2, 186; Volbeh, Weyl 1956, 234; Selk 1974, 189-191; Selk 1954, 265-267; Selk 1978, 65-70; Schulz 1991; Jarcho 1984, 153-156.
 49 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1933-1945, in: Universitätsbibliothek der CAU.
 50 Zur Bibliographie von Meyers Schriften vgl. Schulz 1991, Anhang 86-91; Selk 1983, 201-204.
 51 Vgl. Selk 1974, 190; Sievers 1991 a, 16f.; Kramer 1969, 58; Schlee 1984, 184.
 52 Vgl. Meyer o. J./d; Meyer o. J./e.
 53 Vgl. Fr. Ranke 1933, 203.
 54 Meyer 1925, 6; Meyer 1929 a, VII; Meyer o. J./a, 45 b.
 55 Diesen Umstand versuchte Ulf Bichel (1983) bei der Neuherausgabe von Meyers Werk „Unsere Plattdeutsche Muttersprache“ dadurch zu berücksichtigen, daß er die Texte überarbeitete und zahlreiche Änderungen vornahm, die „zwangsläufig durch die nachfolgende politische Entwicklung“ notwendig geworden seien. Korrigiert wurden vor allem gar zu nationalistische und volkstumsideologische Passagen.
 56 Vgl. Schulz 1991.
 57 Vgl. Meyer o. J./a, 22f., 36, 45 a, 45 b, 46f; Meyer o.J./b; Meyer o. J./c, 2; Meyer 1941, 1.
 58 Vgl. Meyer o. J./a, 45 a, 45 b; Meyer 1940, 31.
 59 Vgl. Schulz 1991, 56f.; Assion 1985.
 60 Vgl. Meyer 1944, 45, 50; Meyer 1937, 69f., 74; Meyer o. J./f.
 61 Meyer 1921, 52; Meyer 1934, 3.
 62 Vgl. Meyer o. J./h, 24f., 36; Meyer 1943, 698f.; Meyer o. J./i, 3; Meyer 1932/33, 108ff.
 63 Vgl. Meyer 1929 b, 37f.; Meyer 1935 a, 3; Meyer 1936/37, 112-116.
 64 Vgl. Meyer 1921, 13, 46, 134.
 65 Vgl. Meyer 1935 b, 81-83; Meyer 1941, 1ff., 180ff. Ob Meyer (1933, 199-201) mit der Beschreibung des Dithmarscher Brauches „Jud ut de Luk smieten“, bei dem eine Strohuppe („der Jude“) mit dicken Knüppeln zerfetzt wurde, rassistischen Pogromen das Wort redete, sei dahingestellt.
 66 Vgl. Meyer o. J./b, 1; Meyer 1935 c, 13; Meyer o. J./c, 3f.
 67 Vgl. Meyer o. J./b, 1f.; Meyer 1933, 13; Meyer 1942, 182.
 68 Vgl. BDC: Masterfile; vgl. Fragebogen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschrifttumskammer vom 10.01.1938 mit Angaben Meyers über Mitgliedschaften in NS-Organisationen, in: BDC: Research-Akten Reichskulturkammer; vgl. Reichsverband der Deutschen Presse an Meyer am 28.05.1934, in: ebd.
 69 Vgl. Stellv. Gauleiter Schleswig-Holstein an Reichsschrifttumskammer am 14.02.1938, in: BDC: Research-Akten RKK SII, 2101.

70 Vgl. Zimmermann 1992.
 71 Ernst Schlee (1984, 184) berichtet, Knolle habe sich bei der nationalsozialistischen „Erneuerung des kulturellen Lebens“ vor allem auf den um die Zeitschrift „Die Heimat“ gruppierten Kreis „landeskundlich orientierter Fachleute“ gestützt, dessen herausragender Kopf Meyer gewesen sei.
 72 Für die folgenden Ausführungen vgl. die Akte „Atlas der deutschen Volkskunde“, in: LAS: Abt. 301, Nr. 4067; Gansohr-Meinel 1993, 135ff. Den Hinweis auf diese Papiere verdanke ich Silke Götsch und Heidi Gansohr-Meinel.
 73 Vgl. Gansohr-Meinel 1993, 138.
 74 Vgl. Kater 1974, 43ff.; Lixfeld 1987, 77; Gansohr-Meinel 1993, 138ff.
 75 Vgl. Gajek 1991, 129; Kater 1974, 74.
 76 Vgl. Meyer 1944.
 77 Für dies und das folgende vgl. Zimmermann 1992.
 78 Vgl. Schlee 1984, 189. So urteilte Schlee auch in einem Gespräch am 8. Januar 1993.
 79 Für dies und das folgende vgl. Zimmermann 1992.
 80 Den Aufbau und die Arbeit des IVL hat Karen Dietrichsen-Heide (1993) untersucht. Vgl. auch Zimmermann 1992.
 81 Vgl. Die Deutsche Arbeitsfront (Hrsg.): Rüstzeug für die Volksbildungsarbeit 3/4 (1933), 102 ff.
 82 Den Ausdruck „Benjamin“ verwendet Schlee (1984, 169ff.). Zur Biographie Schlees vgl. ebd.; vgl. Schlee 1970, 83-89; Spielmann 1990; Volbeh, Weyl 1956, 234; Paulsen, Sievers 1992, 25-26. Außerdem führte ich am 8. Januar 1993 und 19. Juni 1993 Gespräche mit Ernst Schlee und seiner Frau in ihrer Schleswiger Wohnung.
 83 Vgl. Schlee 1939. Das Werk wurde 1984 als Reprint unverändert wiederaufgelegt. Vgl. Schlee 1984 b.
 84 Vgl. Kuratorium der CAU am 27.07.1937: Lehrauftrag an Schlee, in: BDC: Research-Akten; vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1933-1945, in: Universitätsbibliothek der CAU.
 85 Vgl. Beihilfebewilligungen jeweils über 150,- RM monatlich vom 05.02.1937, 04.09.1937, 08.04.1938, 06.06.1939, in: BDC: Research-Akten.
 86 Vgl. Schlee 1980.
 87 Vgl. Schlee 1935 a, 114.
 88 Vgl. Schlee 1935 b, 7f.; Schlee 1933 a, 36; Schlee 1939 c, 7; Schlee 1935 a, 113ff.
 89 Mehrmals stellte Schlee die Arbeiten der schwedischen Schule als vorbildlich heraus. Vgl. u. a.: Schlee 1939 a, 319ff.; Schlee 1940 a, 67; Schlee 1939 c, 11. Daß die Korrespondenz mit Erixon zwischen 1933 und 1945 nicht abriß, berichtete Schlee im Gespräch am 19. Juni 1993.
 90 Vgl. Schlee 1933 a, 37, 39; Schlee 1939 a, 308.
 91 Vgl. Schlee 1935 a, 113; Schlee 1933 a, 37ff.; Schlee 1936, 129f.; Schlee 1938 a, 165f.; Schlee 1940 b, 121-124.
 92 Vgl. Schlee 1937.
 93 Vgl. Schlee 1933 a.
 94 Vgl. Schlee 1936; Schlee 1938 b.
 95 Vgl. Schlee 1935 a, 113f.; Schlee 1939 c, 7, 9; Schlee 1940 b, 123; Schlee 1939 b, 18; Schlee 1939 a, 308.
 96 Vgl. Schlee 1935 a, 113.
 97 Vgl. Schlee 1933 b, 227, 245; Schlee 1935 a, 115. Schlee (1984, 183) hat derartige Äußerungen inzwischen bedauert und sie als „Jugendsünde“ bezeichnet.
 98 Vgl. Schlee 1933 b, 227, 245; Schlee 1939 c, 7; Schlee 1939 a, 308; Schlee 1938 b, 132; Schlee 1938 c, 187f.
 99 Vgl. Schlee 1938 b, 129, 132; Schlee 1939 a, 308; Schlee 1936, 130, 139.
 100 Vgl. Schlee 1936, 129; Schlee 1938 b, 129f.; Schlee 1939 a, 308; Schlee 1939 c, 67f.
 101 Vgl. Schlee 1939 a, 323.
 102 Vgl. Urban 1934, 293f; Paulsen 1935, 2-5; Zimmermann 1992, 11 14f.; Schlee 1984, 185.
 103 Vgl. Dronske 1984, 16ff.
 104 Vgl. Dronske 1984, 25ff., 31f.

- 105 Vgl. Martius 1968, 54f.; vgl. auch Martius 1970, 96ff.
- 106 Vgl. Dronske 1984, 34.
- 107 Vgl. Branner 1962, 17ff.; Bollmus 1970, 71ff., 104ff.
- 108 Vgl. Schlee 1984; Brenner 1962, 17ff.; Bollmus 1970, 71ff., 104ff.
- 109 Vgl. Schlee 1935 b; Schlee 1984, 190.
- 110 Vgl. Schlee 1984, 189. Zur NSG-Kdf vgl. Buchholz 1976.
- 111 Laut Mitteilung Schlees in zwei Gesprächen am 08.01.1993 und 19.06.1993.
- 112 Mitgliedsnummer 4021541, vgl. in: BDC: Masterfile. Schlee berichtete in einem Gespräch am 19. Juni 1993, er habe sich aufgrund der Aufforderung Knolles der NSDAP nicht mehr entziehen können.
- 113 Vgl. Bericht über die 1. Arbeitstagung des IVL am 05.02.1938, in: LAS: Abt. 47, Nr. 1158.
- 114 Laut Auskunft Schlees im Gespräch am 19. Juni 1993.
- 115 „Diese Scham werde ich bis ans Grab empfinden“, sagte mir Schlee in einem Gespräch am 19. Juni 1993.
- 116 Zur Biographie Höflers vgl. Höfler 1937 c; Birkhan 1987/88; Birkhan 1992; Alzheimer 1991, 116-119; Rassem 1987; Schramka 1986; Hirschbiegel 1992; Jakubowski-Tiessen 1993; Bockhorn 1988, 67ff.; Bockhorn 1989, 17ff.; Meissl 1981, 475ff.; Jordan, Hofmann 1969, 228 f.; Volbehr, Weyl 1956, 170; Kürschner 1940/41, 744; Kürschner 1976, 1281. Nach Redaktionsanschluß übersandte mir Esther Gajek ihr Manuskript zum Thema „Germanenkunde und Nationalsozialismus“, das sie am Beispiel Otto Höflers entwickelt. Frau Gajek hat im Münchener Universitätsarchiv die Personalakte Höflers eingesehen, die auch wichtige Papiere aus der Kieler Zeit enthält. Ferner sind darin u. a. Höflers „Entnazifizierung“ sowie seine Wiedereinstellung an der Münchener Universität dokumentiert. Frau Gajek kommt im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie der vorliegende Beitrag, wobei sie einige weitere Details über organisatorische Verstrickungen Höflers in den Nationalsozialismus recherchiert hat, die hier nicht mehr eingearbeitet werden konnten, die aber zur Abrundung des Höfler-Bildes hinzuzuziehen wären. Vgl. Gajek 1993.
- 117 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1933-1945, in: Universitätsbibliothek der CAU.
- 118 Vgl. Rassem 1987, 204; Birkhan 1987/88, 388; Birkhan 1992, X, XIII. Dieses Bild von der Persönlichkeit Höflers bestätigte mir in einem Gespräch im Januar 1993 auch die Kieler Nordistin Edith Marold.
- 119 Vgl. Meissl 1981, 475ff.; Bockhorn 1988, 69ff.; Emmerich 1968, 201ff.; Weber-Kellermann, Bimmer 1985, 97; Bausinger 1971, 78; Hirschbiegel 1992, 185f.
- 120 Vgl. Birkhan 1987/88, 392ff., 397f.
- 121 Vgl. Birkhan 1987/88, 394ff.; Rassem 1987, 204; Birkhan 1992, XIII.
- 122 Vgl. Rassem 1987, 204; Birkhan 1987/88, 389, 397; Birkhan 1992, IX.
- 123 Vgl. Höfler (1961), zitiert nach Schramka 1986, 58.
- 124 Vgl. Höfler 1940, 8; Höfler 1937 b, 7-10.
- 125 Vgl. Höfler 1937 a, 7f., 28; Höfler 1934, VII, IX; Höfler 1937 b, 9.
- 126 Vgl. Horkheimer, Adorno 1980, IX, 8ff.
- 127 Vgl. andeutungsweise bei von See 1972, 5f.; Schramka 1986, 57f.; Rösig 1940/41.
- 128 Vgl. Höfler 1934, IX; Höfler 1937 a, 8; Höfler 1937 b, 9; Höfler 1940, 8.
- 129 Vgl. Höfler 1934, VII; Höfler 1937 a, 7f.; 28.
- 130 Vgl. Benjamin 1990, 702 (These XVI).
- 131 Vgl. exemplarisch Höfler 1934.
- 132 So kritisierte Edith Marold in einem Gespräch im Januar 1993, Höfler habe sich von der Vorstellung leiten lassen, daß es Zusammenhänge in der Diachronie gebe. Er habe daher die historischen Zeugnisse nicht ihrem Kontext gemäß beurteilt. Karl-S. Kramer (1989, Anm. 6) schreibt: „Im methodischen Zugriff auf volkskundliche Erscheinungen gingen unsere Wege aber immer weiter auseinander.“ Und: Notwendig sei ein „lückenloser Nachweis“ der Hypothesen, und zwar „nach räumlicher Determinierung, Funktion und Formenbestand und sozialem Ort“. (= Kramer 1993).
- 133 Vgl. Spann 1930/69, 73ff., 301; Höfler 1934, XII; Höfler 1937 b, 7; Birkhan 1992, IX.
- 134 Vgl. Höfler 1934, 2; Höfler 1937 a, 9.
- 135 Vgl. Höfler 1934, VII, 2, 250ff; Höfler 1936, 33-49.
- 136 Vgl. Höfler 1934, VIII, 4f.
- 137 Vgl. Höfler 1934, VIIIff.; Höfler 1937 a, 13ff., 28; Höfler 1936.
- 138 Vgl. Höfler 1937 a, 13ff., 28; Höfler 1934, VIIIff.
- 139 Vgl. Höfler 1934, VIII; Höfler 1937 a, 27; Höfler 1936, 33ff.
- 140 Vgl. Höfler 1937 b, 9; Höfler 1940, 10f.; Höfler 1934, IXff.
- 141 Vgl. Höfler 1937 a, 5ff.; Höfler 1940, 6ff. Vgl. dazu Hirschbiegel 1992; von See 1972; Werner 1967, 79f.
- 142 Vgl. Rösig 1940/41; von der Leyen 1937; Klewitz 1943; Fr. Ranke 1940; Kummer 1937, 201ff.; und andere.
- 143 Vgl. Höfler 1942; Höfler 1939; Höfler 1937 a, 11, 28.
- 144 Vgl. Emmerich 1968, 155, 178f., 201f., 335; von See 1972; Bausinger 1971, 74ff.; Schramka 1986, 54ff.; Hirschbiegel 1992, 181ff.; von See 1970; Engster 1986, 80ff.; Heiber 1966; 551ff., 713; Heiber 1991, 369, 404.
- 145 Vgl. Birkhan 1987/88, 399f.
- 146 Vgl. Höfler 1934, VII, 250ff.
- 147 Zur Mentalität der SS und Ideologie Himmlers vgl. Buchheim 1989, 215-318, insbesondere 231ff.; Ackermann 1970.
- 148 Vgl. „Schwarzes Korps“, zitiert o. J. bei Heiber 1991, 404; Himmler o. J. und 1943, zitiert nach Ackermann 1970, 100, 104.
- 149 Vgl. Höfler 1938, 282ff.
- 150 Vgl. Höfler 1935, 12-14; Höfler 1938, 282ff.
- 151 Vgl. Himmler 1935, zitiert nach Ackermann 1970, 55, 62.
- 152 Höfler an Sievers, eingegangen am 15.07.1937, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 153 Vgl. Höfler 1934, 221, 244ff., 324ff. Vgl. dazu auch Heiber 1966, 551ff.
- 154 Vgl. Himmler 1937, zitiert nach Ackermann 1970, 64ff.
- 155 Vgl. Ackermann 1970, 179ff., 194.
- 156 Vgl. Höfler 1942, 34; Höfler 1937 b, 7ff.; Höfler 1934, 2, 150.
- 157 Vgl. Birkhan 1987/88, 386, 399ff.; Birkhan 1992, XVf.; Rassem 1987, 204; Kramer 1993.
- 158 Für das folgende vgl. Höfler 1937 c; Birkhan 1987/88; Heiber 1991, 235ff., 369, 390; Kater 1974, 83f., 137, 307, 343; Heiber 1966, 551ff., 604, 613ff., 623, 651f., 711ff.
- 159 Höfler im März 1938, zitiert nach Heiber 1991, 369.
- 160 Mitgliedsnummer 5443927, vgl. in: BDC Masterfile.
- 161 Birkhan 1987/88, 400; Birkhan 1992, XI; vgl. ebenso Heiber 1991, 390.
- 162 Vgl. Heiber 1966, 551, 604. Vgl. auch Vierhaus 1968, 620.
- 163 Vgl. Sammlung von Zeitungsausschnitten, in BDC: Research-Akten, Ahnenerbe; vgl. auch eiber 1966, 711ff.
- 164 Vgl. Protokoll der 4. Jahrestagung des RI vom 30.11.-03.12.1938, in: BDC: Ordner 212; vgl. auch Heiber 1966, 552, 613ff.
- 165 Vgl. Höfler 1939; Protokoll über die 4. Arbeitstagung des RI, Abteilung Judenfrage, vom 04.-06.07.1939, in: BDC: SS-Hängeordner 626-650.
- 166 Höfler an Sievers am 03.08.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 167 Vgl. Birkhan 1992, XI.
- 168 Vgl. Sievers an Wüst (inklusive Höflers Entwurf) am 10.06.1937 und Zusagen o.J., in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 169 Vgl. Sievers an Galke am 22.06.1937, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 170 Vgl. Wüst an Himmler am 15.10.1937, Galke an Himmler am 19.10.1937, Himmler an Rust am 29.10.1937 und weitere Vorgänge, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 171 Vgl. Schorcht 1992, 13f. Den Hinweis verdanke ich Olaf Bockhorn, Wien.
- 172 Zum folgenden vgl. Höfler an Sievers am 15.07.1937, Sievers an Höfler am 17.09.1937, Höfler an Sievers am 21.11.1937, Sievers an Höfler am 24.11.1937, Höfler an Rust am 26.11.1937, Höfler an Sievers am 03.05.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe. Vgl. auch: Heiber 1966, 551f.; Heiber 1991, 404; Kater 1974, 125; Birkhan 1992, XI.
- 173 Davon berichten Edith Marold (Kiel) und Hannjost Lixfeld (Freiburg). Vgl. auch Gajek 1993, 7f.

- 174 Vgl. Höflers Angriffe auf Kummer in: Höfler 1934, 335; zum weiteren Geschehen vgl. Höfler an Sievers am 15.07.1937, Sievers an Höfler am 17.09.1937, Höfler an Sievers am 21.11.1937, Sievers an Höfler am 24.11.1937, Höfler an Rust am 26.11.1937, Höfler an Sievers am 03.05.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe. Vgl. auch: Heiber 1966, 551f.; Heiber 1991, 404; Kater 1974, 125; Birkhan 1992, Xif.
- 175 Vgl. Sievers an Höfler am 28.04.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe. Vgl. auch Kater 1974, 84.
- 176 Vgl. Höfler an Sievers am 03.05.1938 und 03.08.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 177 Vgl. Birkhan 1987/88, 400f.
- 178 Vgl. Heiber 1992, 238; Gajek 1993.
- 179 Vgl. Münchener Neueste Nachrichten vom 03.02.1939, Völkischer Beobachter vom 03.02.1939, Zeitungsausschnitte in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 180 Vgl. Höfler an Himmler am 24.03.1942, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 181 Vgl. Jakobowski-Tiessen 1993, 12f.; Gajek 1993, 14f.
- 182 Vgl. Höfler 1939. Vgl. auch Mitteilung an Himmler über den Vortrag Höflers im RSHA vom 23.11.1942, in: BDC: Research-Akten, Wissenschaft. Vgl. auch Kater 1974, 307.
- 183 Vgl. Jakobowski-Tiessen 1993, 2, 11ff.
- 184 Vgl. Jakobowski-Tiessen 1993, 14ff., 21.
- 185 Vgl. Strukturschema der „Abteilung Germanischer Wissenschaftseinsatz“, in: BDC: SS-Händgeordner.
- 186 Vgl. Kater 1974, 343.
- 187 Vgl. Heiber 1966, 651f.; Hirschbiegel 1992, 184.
- 188 Zur Biographie Rankes vgl. Rankes Lebenslauf anlässlich seiner Promotion, in: Ranke 1934, 387; Harkort 1968 a; Uther 1986; Nicolaisen 1986; Köhler-Zülich 1986; Moser-Rath 1985; Brednich 1983; Jordan, Hofmann 1969, 230, 234; Volbeh, Weyl 1956, 200, 225; Kürschner 1941, 422; Kürschner 1966, 1926; Karteikarte des Reichserziehungsministeriums, in: BDC: Research-Akten, Reichserziehungsministerium. Außerdem wurden Gespräche mit Hinrich Siuts (Münster), Hans-Jörg Uther (Göttingen) und Hannjost Lixfeld (Freiburg) geführt.
- 189 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1933-1945, in: Universitätsbibliothek der CAU.
- 190 Vgl. Ranke 1934.
- 191 Zur „geographisch-historischen“ bzw. „finnischen Methode“ vgl. im Überblick: Röhrich 1988. Dort auch weitere Literaturangaben.
- 192 Vgl. Ranke 1939 a, 472; Ranke 1938/39, 14; Ranke 1937 b, 314.
- 193 Vgl. Ranke 1939 a, 483; Ranke 1937 b, 312; Ranke 1939 b, 14.
- 194 Im Schlußkapitel werden die Vorgänge um Carl Wesle kurz anzusprechen sein. Vgl. dazu besonders Uhlig 1991, 33f.
- 195 Vgl. Ranke 1944, 37f.; vgl. auch Ranke 1939 b, 6, 15; Ranke 1939 a, 483.
- 196 Vgl. Ranke 1944, 37f.; Ranke 1939 b, 15; Ranke 1951.
- 197 Vgl. Ranke 1938 c; Ranke 1951; Ranke 1944; Ranke 1938/39; Ranke 1938 b, Ranke 1939 b, Ranke 1939 a.
- 198 Vgl. Ranke 1938/39, 335; Ranke 1939 a, 483; Ranke 1939 b, 10; Ranke 1944, 35.
- 199 Vgl. Ranke 1944, 25ff.; Ranke 1951, 22.
- 200 Vgl. Ranke 1938 c; Ranke 1938/39, 17, 114f., 331; Ranke 1939 a, 476ff.; Ranke 1939 b, 6ff.; Ranke 1944, 35ff.; Ranke 1951, 91ff.
- 201 Vgl. Ranke 1944, 41f.
- 202 Vgl. Ranke 1951, 120ff., 163ff., 181ff., 231ff.
- 203 Vgl. Ranke 1938 c; Ranke 1939 b, 7f.; Ranke 1938/39, 111ff.; Ranke 1951, 337ff.
- 204 Vgl. Ranke 1944, 41ff.; Ranke 1951, 17, 21f.
- 205 Vgl. Ranke 1939 b, 6f., 11, 15; Ranke 1944.
- 206 In einem Gespräch am 8. Januar 1993.
- 207 Mitgliedsnummer 1048574, vgl. in: BDC: Masterfile.
- 208 Vgl. Höfler an Sievers am 03.08.1938, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 209 Vgl. Ranke 1944; vgl. Sievers an Ranke am 19.04.1939, 27.04.1939, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.

- 210 Vgl. Dekan der Kieler Philosophischen Fakultät am 16.02.1940, in: LAS: Abt. 47, Nr. 2051.
- 211 Vgl. Kater 1974, 276f. Zur „Hohen Schule“ vgl. vor allem Bollmus 1980, 125ff.; Losemann 1977, 139ff.; Bollmus 1970, 134.
- 212 Vgl. Rosenberg an Rust am 04.11.1941, 05.08.1942, 07.08.1942 (eingegangen), in: BDC: Research-Akten, Reichserziehungsministerium.
- 213 Vgl. Kater 1974, 276ff.; Losemann 1977, 140ff. Zu Harder vgl. auch Volbeh, Weyl 1956, 169; Jordan, Hoffmann 1969, 162f.
- 214 Vgl. NSDAP-Reichsleitung am 15.01.1944, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe. Als weiterer Volkskundler wird Leopold Kretzenbacher erwähnt, der von 1961 bis 1966 das Fach Volkskunde in Kiel vertrat. Vgl. Vermerk des Wehrmeldeamtes Uelzen vom 19.10.1944 auf Karteikarte des Reichserziehungsministeriums, in: BDC: Research-Akten, Reichserziehungsministerium.
- 215 Diese Informationen verdanke ich Hans-Jörg Uther (Göttingen), der die zugehörigen Dokumente in Rankes Nachlaß eingesehen hat.
- 216 Diese Information verdanke ich Hinrich Siuts (Münster), Hans-Jörg Uther (Göttingen) und Hannjost Lixfeld (Freiburg).
- 217 Zur Biographie Stellers vgl. Karteikarten des Reichserziehungsministeriums und des Reichsforschungsrates, in: BDC: Research-Akten; Steller 1934 d; Steller 1943; Steller 1975, 7; Steller 1959; Brouwer 1965; Laur 1972; Jordan, Hofmann 1969, 230; Volbeh, Weyl 1956, 197, 225; Encyclopedie van Friesland 1958, 604; Gansohr-Meinel 1993, 11, 26, 29, 53, 153f.; Bönisch-Brednich 1994. (Diese Arbeit konnte nicht mehr durchgesehen werden. Sie befaßt sich, wie die Autorin telefonisch mitteilte, ausführlich mit Stellers Wirken in Breslau und bietet einige über die hier referierten hinausgehende Informationen, kommt aber im wesentlichen zu demselben Urteil über Steller). Vgl. desweiteren Steensen 1986, 317, 366, 369, 419; Gansohr-Meinel 1993, 11, 26, 53, 153f.; Kürschner 1931, 2897f.; Kürschner 1950, 2025. Außerdem wurden Gespräche über Steller mit Kai Detlev Sievers, Hannjost Lixfeld und Hinrich Siuts geführt. Für Literaturhinweise danke ich Nils Århammar (Nordfriisk Instituut in Bredstedt).
- 218 Vgl. Gansohr-Meinel 1993, 11, 26, 29, 53, 153f.
- 219 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1933-1962, in: Universitätsbibliothek der CAU.
- 220 Vgl. Steller 1934 a, 246; Steller 1933 d, 117; Steller 1934 c, 69f.
- 221 Vgl. Steller 1934 a, 244; Steller 1934 c, 68, 72, 78; Steller 1935 b, 291.
- 222 Vgl. Steller 1933 d, 117f., 123; Steller 1934 a, 244; Steller 1934 c, 69.
- 223 Vgl. Steller 1934 c, 70; Steller 1934 a, 247; Steller 1933 d, 125; Steller 1935 a, 282; Steller 1935 c, 47f.
- 224 Vgl. Steller 1934 a, 246f.; Steller 1934 c, 68ff., 80ff.
- 225 Vgl. Steller 1933 d, 117, 125; Steller 1934 a, 244ff.; Steller 1934 c, 68f.; Steller 1935 c, 26.
- 226 Vgl. Steller 1934 c, 80; Steller 1935 c, 52; Steller 1933 c, 289; Steller 1933 a, 249; Steller 1935 a, 273.
- 227 Vgl. Steller 1934 a, 244, 247; Steller 1934 c, 68, 82f; Steller 1933 a, 249.
- 228 Vgl. Steller 1933 d, 117; Steller 1934 a, 244; Steller 1934 c, 68.
- 229 Steller 1935 c, 25, 30, 54; Steller 1934 c, 81.
- 230 Diese briefliche Stellungnahme Frank Försters stellte mir freundlicherweise Thomas Steensen (Nordfriisk Instituut in Bredstedt) zur Verfügung. Vgl. auch Förster 1993.
- 231 Briefliche Auskunft von Thomas Steensen (Nordfriisk Instituut in Bredstedt).
- 232 Vgl. Steller 1934/35, 1609ff.; Steller 1934 b, 154ff.
- 233 Vgl. Steller 1935 c, 32f.; Steller 1934 e; Steller 1937 a; Steller 1937 b; Steller 1938. Vgl. auch Steller 1954, 109.
- 234 Vgl. Steller 1935 c, 36ff., 48f.; Steller 1934 c, 73ff.; Steller 1933 d, 118ff.
- 235 Vgl. Steller 1935 c, 26ff.
- 236 Vgl. Steller 1934 d, 14.
- 237 Vgl. Steller 1933 b, XII; Steller 1934 c, 72; Steller 1934 d, 14.
- 238 Vgl. Steller 1934 c, 72.
- 239 Vgl. Steller 1924; Steller an Reichserziehungsminister am 14.09.1936, in: BDC: Research-Akten, Reichserziehungsministerium (REM).

- 240 Vgl. Steller 1924, insbesondere 27; Steller 1934 d, 12. Daß diese Schrift aus seiner Feder stamme, teilte Steller auch dem Reichserziehungsminister mit (am 15.09.1936), vgl. in: BDC: Research-Akten, REM. Vgl. auch Dank der Kanzlei Adolf Hitlers an Steller am 10.04.1933, in: ebd. Zur Übersendung an Ebert vgl. Heiber 1991, 344.
- 241 Vgl. Steller 1929, 254; Steller 1935 b, 289f. Vgl. dazu auch Gansohr-Meinel 1993, 11.
- 242 Vgl. Peuckert in einem Brief an Steller am 26.01.1934, abgedruckt in: Steller 1934 d, 9-11, hier 11.
- 243 Vgl. Steller 1934 a, 244, 247; Steller 1934 c, 68, 71; Steller 1935 b, 291; Steller 1935 c, 46; Steller 1935 a, 273f.;
- 244 Steller 1935 b, 289, 291; Steller 1934 a, 244.
- 245 Vgl. Steller 1934 a, 245; Steller 1934 b, 154; Steller 1934 c, 69.
- 246 Vgl. Steller 1934 c, 69ff.; Steller 1934 a, 245; Steller 1935 c, 46.
- 247 Vgl. Steller 1933 d, 118, 123, 125; Steller 1934 a, 245; Steller 1934 c, 78.
- 248 Vgl. Steller 1934 c, 68ff.; Steller 1934 a, 245f.
- 249 Steller 1934 c, 68ff.; Steller 1934 a, 245f.
- 250 Vgl. Steller an Reichserziehungsminister am 15.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM; Steller 1924; Steller 1934 d.
- 251 Vgl. Steller 1934 d, 20; Steller 1924, 27. Vgl. auch: Schreiben des ehemaligen Truppführers der Breslauer „berittenen SA“, Chilka, vom 22.08.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 252 Vgl. Steller an Rust am 15.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 253 Mitgliedsnummer 566202, vgl. Bericht Stellers o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM.
- 254 Vgl. Steller 1933 b, 275ff.; Steller 1934 d, 20.
- 255 Vgl. Steller 1934 d, 20; NSDAP-Gauleitung an Reichserziehungsministerium am 12.11.1936, in: BDC: Research-Akten, REM; Vizepräsident am Oberpräsidium Koblenz und früherer Leiter der Breslauer „NS-Beamten-AG“, Ditfurth, an Rust am 01.08.1933, in: ebd.; Peuckert an Steller am 17.02.1934, abgedruckt in: Steller 1934 d, 14-17.
- 256 Vgl. Steller an Reichserziehungsminister am 15.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 257 NSDAP-Mitgliedsnummer 1684827. Dazu und zu den anderen Mitgliedschaften vgl. BDC: Masterfile. Vgl. auch: NSDAP-Gauleitung Schlesien an Reichserziehungsminister am 12.11.1936, in: BDC: Research-Akten, REM; Mitteilung an Reichserziehungsminister o. J. (1936); Steller an Oberlandesgerichtsrat Spieler am 19.05.1936, in: ebd.; Steller 1934 d.
- 258 Vgl. Mitteilung an Reichserziehungsminister o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM; Steller 1934 d, 20.
- 259 Vgl. Reichsarbeitsdienst Schlesien an Reichserziehungsminister am 06.09.1936; Steller an Reichserziehungsminister am 24.09.1935, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 260 Vgl. Steller 1934 d, 15, 17f.
- 261 Vgl. Mitteilung an Reichserziehungsminister o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM; Steller 1934 d.
- 262 Vgl. Steller 1934 d, 6ff. 20; Mitteilung an Reichserziehungsminister o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM; Peuckert 1931.
- 263 Vgl. Steller 1934 c, 70f.; Steller 1934 d, 1ff.; Peuckert an Steller am 17.02.1934, abgedruckt in: Steller 1934 d, 14-17.
- 264 Vgl. Steller 1934 d, 8f.; Stellungnahme des Breslauer Universitätsrates in der Sache Steller vom 09.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM; Ditfurth an Rust am 01.08.1933; Mitteilung an Rust o. J. (1936); Steller an Rust am, 24.09.1935, in: ebd.
- 265 Steller an Rust am 24.09.1935, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 266 Vgl. Steller 1934 d, 21f.
- 267 Vgl. Zehn Studierende an Rust am 29.07.1933; Ditfurth an Rust am 01.08.1933, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 268 Vgl. Peuckert an Steller am 21.01.1934 und 17.02.1934, abgedruckt in: Steller 1934 d, 9-17.
- 269 Vgl. Steller 1934 d.
- 270 Zu Vorstehendem vgl. Brednich 1987, 115f.
- 271 Vgl. Mitteilung an Rust o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM; Brednich 1987, 115f.; Anka Oesterle in Diskussionsbeiträgen, in: Gerndt 1987, 106, 128; Weber-Kellermann, Bimmer 1985, 108, 116.
- 272 Steller an Rust am 24.09.1935; Mitteilung an Rust o. J. (1936); Steller an Oberlandesgerichtsrat Spieler am 19.05.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 273 Vgl. NSDAP-Gauleitung Schlesien an Rust am 12.11.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 274 Vgl. Aussage Herta Gent vom 01.07.1935; Stellungnahme des Universitätsrates in der Sache Steller vom 09.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 275 Vgl. Vermerke auf Karteikarte des Reichserziehungsministers über die Beurlaubung Stellers vom 25.03.1935, 25.09.1935 und über das gegen Steller eingeleitete Disziplinarverfahren vom 13.08.1935 und die Vernehmung vom 24.08.1935; Steller an Rust am 24.09.1935; Mitteilung an Rust o. J. (1936), in: BDC: Research-Akten, REM; vgl. Mitteilung an das „Amt W“ vom 18.09.1937, in: BDC: Research-Akten, Wissenschaften.
- 276 Walz an Rust am 14.09.1936, worin auch die Stellungnahme des „NS-Studentenbundes“ zitiert wird, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 277 Vgl. Steller an Rust am 15.09.1936; Steller an Rust am 17.08.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 278 Vgl. Deutsches Institut an Steller am 30.09.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 279 Aktenvermerk des Reichserziehungsministeriums, „Amt W“, vom 21.11.1936, in: BDC: Research-Akten, REM.
- 280 Vgl. Vermerk auf Karteikarte des REM über den Abschluß des Verfahrens gegen Steller vom 19.04.1937 und über die Erteilung des Lehrauftrags durch die Kieler Universität am 22.06.1937, in: BDC; Steller 1959, 329; Laur 1972, 8.
- 281 Vgl. Steller 1940; Steller 1941 a; Steller 1943.
- 282 Vgl. Steller 1959, 329ff. Vgl. ebenso Laur 1972, 8. Daß Steller eine „jüdische Sekretärin“ als Schutzbehauptung erfand, daran erinnerten sich auch Kai Detlev Sievers und Hannjost Lixfeld, die in den 1950er und 1960er Jahren in Kiel bei Steller Veranstaltungen besuchten und die ich nach Steller fragte. Auch der niederländische Friesist J. H. Brouwer (1965) übernahm diese Version des Breslauer Geschehens, vermutlich wohl ohne zuvor Informationen aus anderem als aus Stellers Mund eingeholt zu haben. Für die Literaturhinweise auf die Veröffentlichungen J. H. Brouwers und auf Steller 1943 danke ich Herrn Professor Dr. Nils Arhammar.
- 283 Zu Wohlhaupter vgl. Hattenhauer 1987; Anger 1974; Wohlhaupter 1947; Volbeh, Weyl 1956, 52f.; Kürschner 1941, 1122f.
- 284 Vgl. Reichsamtseleiter („Amt W“) an Wiener Gaudozentenführer am 22.11.1938, in: BDC: Research-Akten, Wissenschaften.
- 285 Mitgliedsnummer 4666383, Eintritt beantragt am 31.08.1937, rückdatiert auf den 01.05.1937, vgl. in: BDC: Masterfile; vgl. Lohse an Gaugericht Schleswig-Holstein am 26.05.1941, in: BDC: SA-Akten, Oberstes Parteigericht.
- 286 Vgl. Hattenhauer 1987.
- 287 Zu Staak vgl. Lebenslauf Staaks anlässlich der Verleihung der Dozentur für niederdeutsche Sprache und Literatur an der CAU o. J. (1943/44), in: LAS: Abt. 47, Nr. 2059; Laur 1984; Volbeh, Weyl 1956, 226; Kürschner 1941, 825.
- 288 Vgl. Staak 1943 a; vgl. Vorgänge um die Dozentur für Niederdeutsche Sprache und Literatur, in: LAS: Abt. 47, Nr. 2059.
- 289 Vgl. Staak 1943 b, 4; Staak 1935, 98, 102; Staak 1939 b, 280, 290f.
- 290 Vgl. Lebenslauf Staaks 1943/44, in: LAS: Abt. 47, Nr. 2059; NSDAP-Mitgliedsnummer 5363990, vgl. in: BDC: Masterfile.
- 291 Zu Schwalm vgl. SS-Personalbogen o. J. (1942/43), in: BDC: SS-Abteilung, SS-Offiziere; „Parteistatistische Erhebung 1939“, Personalbogen Hans Schwalm, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe; Kater 1974, 169f., 175, 179, 183f., 186ff., 404, 407; Bockhorn 1987, 232; Volbeh, Weyl 1956, 233
- 292 Zur Leipziger „Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung“ vgl. Kleßmann 1985, 356. Vgl. dort auch weitere Literaturhinweise.
- 293 Vgl. Schwalm, Volz 1931 (Vorwort Schwalm); Schwalm 1930/31, 91.
- 294 NSDAP-Mitgliedsnummer 2731661, SS-Nummer 426988, vgl. BDC: Masterfile; vgl. SS-Personalbogen o. J. (1942/43), in: BDC: SS-Abteilung, SS-Offiziere. Vgl. auch BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.

- 295 Vgl. Schriftwechsel Schwalm/Sievers seit Juli 1941, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe. Vgl. auch die Aktenbestände des BAK: (Ahnenerbebestand) NS 21, Nr. 43, 108, 122, 127, 135 und 159. Für den Hinweis auf und Auszüge aus diesen Akten danke ich Anka Oesterle.
- 296 Vorgänge um die „Dienststelle Norwegen“ und um Schwalm vgl. in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 297 Zu Bargheer vgl. Jahrbuch der deutschen Bibliotheken 93 (1940); Kürschner 1931, 94f.; Kürschner 1941, 59; Karteikarten des Reichserziehungsministeriums und des Reichsforschungsrates, in: BDC: Research-Akten, REM; Heiber 1966, 335ff, 582f., 840, 847; Heiber 1992, 462, 466f., 632f.; Volbeh, Weyl 1956, 264. Außerdem verdanke ich Elvira Weiß, die mit der Tochter Bargheers, Elke Bargheer, mehrere Gespräche führte, einige wichtige Informationen. Vgl. Weiß 1993.
- 298 NSDAP-Mitgliedsnummer 751671, vgl. in: BDC: Masterfile. Dort auch die Eintragung über die Mitgliedschaft im „NS-Lehrerbund“. Vgl. dazu auch Heiber 1966, 337. Die Information über die SA-Mitgliedschaft verdanke ich Elvira Weiß.
- 299 Vgl. Bargheer 1934ff.; Bargheer 1934 a; Bargheer 1934 b; Bargheer 1934/35 a; Bargheer 1934/35 b; Bargheer, Haupt 1935; Bargheer 1935.
- 300 Die besondere Diskretion und der besondere Tonfall der vorliegenden Dokumente läßt vermuten, daß Bargheer homosexuelle bzw. päderastische Neigungen nachgewiesen worden waren. Vgl. Schreiben des Reichserziehungsministeriums, Amtschef Z, vom 08.03.1937 und Aktennotizen vom 23.03.1937 und 09.12.1937, in: BA-Potsdam, Reichserziehungsministerium, Nr. 11.
- 301 Vgl. Heiber 1966, 335ff., 840, 847; Heiber 1992, 632, 847f.
- 302 Vgl. Weiß 1993.
- 303 Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der CAU 1929-1935, in: Universitätsbibliothek der CAU.
- 304 Vgl. Uhlig 1991, 29-32, 33f.; Jordan Hofmann 1969, 226ff.; Volbeh, Weyl 1956, 168.
- 305 Zu Kamphausen vgl. Johannsen 1983; Schmidt 1982; Kürschner 1941, 861f.; Volbeh, Weyl 1956, 201.
- 306 Vgl. unter anderem Kamphausen 1933 c; Kamphausen 1934 c; Kamphausen 1934 e.
- 307 Vgl. Kamphausen 1934 a, 19; Kamphausen 1933 a, 201f. Zur organisatorischen und inhaltlichen Ausrichtung der Museumsarbeit vgl. auch Kamphausen 1933 b, 134ff.; Kamphausen 1935, 273f.; Kamphausen 1934 e; Kamphausen 1937 a; Kamphausen 1937 b; Kamphausen 1939.
- 308 Vgl. Urban 1934, 293f.; Paulsen 1935, 2ff.; Petersen 1934, 367f.; Zimmermann 1992, 11, 14f.
- 309 Mitgliedsnummer 2704324, vgl. in: BDC: Masterfile.
- 310 Vgl. Kamphausen 1934 c, 158ff.; Kamphausen 1934 b, 266; Rede zur Eröffnung einer Ausstellung mit Werken von Hans Groß am Dithmarscher Landesmuseum 1933, zitiert nach Schlee 1984, 183.
- 311 Unveröffentlichtes Manuskript, Meldorf. Den Hinweis verdanke ich Nils Hansen.
- 312 NSDAP-Mitgliedsnummer 2731327, vgl. in: BDC: Masterfile; vgl. Vlamynck's Antrag zur Aufnahme ins „Ahnenerbe“ vom 01.06.1939 und Bestätigung vom 20.06.1939, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.
- 313 Tönnies an Paulsen am 26.01.1882, in: Tönnies, Paulsen 1961, 148.

Literatur

- Ackermann, Josef: Heinrich Himmler als Ideologe, Göttingen, Zürich, Frankfurt am Main. 1970
- Alzheimer, Heidrun: Volkskunde in Bayern, Ein biobibliographisches Lexikon der Vorläufer, Förderer und einstigen Fachvertreter, Würzburg (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 50), 1991
- Anger, Siegfried: Eugen Wohlhaupter 1900-1946, in: Schleswig-Holsteinisches biographisches Lexikon 3, 284-286. 1974
- Assion, Peter: „Was Mythos unseres Volkes ist“, Zum Werden und Wirken des NS-Volkskundlers Eugen Fehrlé, in: Zeitschrift für Volkskunde 81, 220-244. 1985
- Bargheer, Ernst: Lebens- und Seelenkräfte des Leibesinneren im deutschen Glauben und Brauch, Berlin Leipzig. 1931
- Bargheer, Ernst: Lehrerbildung und Nationalsozialismus, in: Volk im Werden 1, 45-50. 1933
- Bargheer, Ernst: Volkskundliches Schulungslager in Bischofswerder, in: Die Volksschule 30, 337-340. 1934 a
- Bargheer, Ernst: Kritik zu einer politischen Volkskunde, in: Deutsche Volkserziehung 1, 99-101. 1934 b
- Bargheer, Ernst: „Politische“ Volkskunde, in: Bargheer, Freudenthal 1934, 3-6. 1934 c
- Bargheer, Ernst (Hrsg.): Der neue Volkserzieher 1-8 (1934-1943), seit 1936 als „Der deutsche Volkserzieher“. 1934ff.
- Bargheer, Ernst: Die Stellung des Erziehungswissenschaftlers in der Lehrerbildung, in: Der neue Volkserzieher 1, 92-94. 1934/35 a
- Bargheer, Ernst: National-sozialistische Lehrerbildung, in: Der neue Volkserzieher 1, 1-8. 1934/35 b
- Bargheer, Ernst: Unterrichtswissenschaft, in: Der neue Volkserzieher 1, 415-419. 1935/35 c
- Bargheer, Ernst: Politische Volkskunde, eine Hilfswissenschaft für die Erziehungsaufgaben des deutschen Sozialismus, Langensalza (Schriften zur politischen Bildung 11, 8). 1935
- Bargheer, Ernst, Haupt, J.: Geschichtsauffassung des Nationalsozialismus, in: Der neue Volkserzieher 2, 1-3. 1935
- Bargheer, Ernst, Freudenthal, Herbert (Hrsg.): Volkskunde-Arbeit, Zielsetzung und Gehalte, Berlin, Leipzig. 1934
- Bausinger, Hermann: Volksideologie und Volksforschung, Zur nationalsozialistischen Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde 61, 177-204. 1965
- Bausinger, Hermann: Volkskunde, Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse, Tübingen. 1971
- Bausinger, Hermann: Volkskunde und Volkstumsarbeit im Nationalsozialismus, in: Gerndt 1987, 131-141. 1987
- Benjamin, Walter: Über den Begriff der Geschichte (1942), in: Ders.: Gesammelte Schriften 1, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1990, 691-704. 1990
- Bergmann, Klaus: Agrarromantik und Kulturfeindschaft, Meisenheim am Glan. 1970
- Birkhan, Helmut: Otto Höfler, in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 138, 385-406. 1987/88
- Birkhan, Helmut: Vorwort des Herausgebers, in: Höfler 1992 a, IX-XVI. 1992
- Birkhan, Helmut; Geschwantler, Otto (Hrsg.): Otto Höfler, Festschrift zum 65. Geburtstag, 2 Bde, Wien. 1968
- Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung I, Frankfurt am Main. 1985
- Bockhorn, Olaf: Wiener Volkskunde 1938-1945, in: Gerndt 1987, 229-237. 1987
- Bockhorn, Olaf: Zur Geschichte der Volkskunde an der Universität Wien, Von den Anfängen bis 1939, in: Lehmann, Kuntz 1988, 63-83. 1988
- Bockhorn, Olaf: Der Kampf um die „Ostmark“, Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Volkskunde in Österreich, in: Heiß 1989, 17-39. 1989
- Boenisch-Brednich, Brigitte: Volkskundliche Forschung in Schlesien. Eine Wissenschaftsgeschichte. Dissertation. Marburg. 1994
- Bollmus, Reinhard: Das Amt Rosenberg und seine Gegner, Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Stuttgart. 1970
- Bollmus, Reinhard: Zum Projekt einer nationalsozialistischen Alternativ-Universität: Alfred Rosenbergs „Hohe Schule“, in: Heinemann 1980, 125-162. 1980

Bosholm, Klaus: „Der Weg der Kieler Universität ins Dritte Reich (1928-1933)“, Examensarbeit, Kiel. 1983

Branner Hildegard: Die Kunst im politischen Machtkampf der Jahre 1933/34, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 10, 17ff. 1962

Brednich, Rolf Wilhelm: Kurt Ranke zum 75. Geburtstag, Wissenschaftliche Bilanz der letzten Jahre, Schriftenverzeichnis Kurt Rankes 1968-82, in: Fabula 24, 1-7. 1983

Brednich, Rolf Wilhelm: Die Volkskunde an der Universität Göttingen 1938-1945, in: Gerndt 1987, 109-117. 1987

Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): Grundriss der Volkskunde, Berlin. 1988

Brouwer, J. H.: Prof. dr. W. Steller 70 jier, in: Leeuwarder Courant 05.10.1965.

Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Volkskunde als akademische Disziplin, Studien zur Institutionenbildung, Referate eines wissenschaftlichen Symposions vom 8.-10. Oktober 1982 in Würzburg, Wien. 1983

Buchheim, Hans: Befehl und Gehorsam, in: Ders. u.a. (Hrsg.): Anatomie des SS-Staates 1, 5. Aufl., München, 215-318. 1989

Buchholz, Wolfhard: Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ — Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich, Dissertation, München. 1976

Bülck, Rudolf: Karl Müllenhoff und die Anfänge des germanistischen Studiums an der Kieler Universität, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 74/75, 563-407. 1951

Christiansen, Jörn: „Die Heimat“, Analyse einer regionalen Zeitschrift und ihres Umfeldes, Neumünster (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 6). 1980

Dietrichsen-Heide, Karen: Das Institut für Volks- und Landesforschung an der Universität Kiel. Ein Element nationalsozialistischer Kulturpolitik. Seine Vorläufer — seine Nachfolger, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 25 (1993), 21-63. 1993

Dronske, Kerstin: Kultur und Politik in Kiel 1933-1937, in: Beiträge zur Ausstellung „Auf gut deutsch ...“, Kunst in Kiel in der Diktatur, im Kieler Stadtmuseum, Kiel, 4-48. 1984

Eberhart, Helmut: Karl Weinhold in Graz, Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. Jahrhundert, in: Sievers 1991 a, 23-40. 1991

Emmerich, Wolfgang: Germanistische Volkstumsideologie, Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich, Tübingen (Volksleben 20). 1968

Emmerich, Wolfgang: Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt am Main. 1971

Encyclopedie van Friesland: Hoofdredactie Prof. Dr. J. H. Brouwer, Amsterdam und Brüssel. 1958

Engster Hermann: Germanisten und Germanen, Germanenideologie und Theoriebildung in der deutschen Germanistik und Nordistik von den Anfängen bis 1945 in exemplarischer Darstellung, Frankfurt am Main, Bern, New York. 1986

Fehrl, Eugen: Ziele der deutschen Volkskunde, in: Spamer 1934, 623-626. 1934

Förster, Frank: Das Wendenbild der NS-Wissenschaft, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 64 (1993), S. 175-184

Freudenthal, Herbert: Die Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde, in: Schriften des niedersächsischen Heimatbundes NF 25. 1955

Gajek, Esther: Joseph Otto Plassmann, Eine akademische Laufbahn im Nationalsozialismus, in: Sievers 1991 a, 121-154. 1991

Gajek, Esther: Germanenkunde und Nationalsozialismus. Zur Verflechtung von Wissenschaft und Politik am Beispiel Otto Höflers. Manuskript, wird erscheinen in: Walter Schmitz, Clemens Vollnhals (Hrsg.): Konservative Revolution, völkische Bewegung und Nationalsozialismus, Tübingen (Philologica. Dresdner Beiträge zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte der Neuzeit). 1993

Gansohr-Meinert, Heidi: Fragen an das Volk, Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928-1945, Würzburg. 1993

Gerndt, Helge (Hrsg.): Volkskunde und Nationalsozialismus, München (Münchner Beiträge zur Volkskunde 7). 1987

Gilch, Eva, Schramka, Carmen: Volkskunde an der Münchner Universität 1933-1945, München (Münchner Beiträge zur Volkskunde 6). 1986

Grönbech, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen, herausgegeben von Otto Höfler, Hamburg-Wandsbek. 1937

Harkort Fritz: Kurt Ranke, in: Harkort, Peeters, Wildhaber 1968, XIII-XIV. 1968 a

Harkort, Fritz: Kurt Rankes wissenschaftliches Werk, in: Harkort, Peeters, Wildhaber 1968, 543-607. 1968 b

Harkort, Fritz; Peeters, Karel C.; Wildhaber, Robert (Hrsg.): Volksüberlieferung, Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres, Göttingen. 1968

Hattenhauer, Hans: Rechtswissenschaft im NS-Staat, Der Fall Eugen Wohlhaupter, Heidelberg (Motive, Texte, Materialien 45). 1987

Heiber, Helmut: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart. 1966

Heiber, Helmut: Universität unterm Hakenkreuz, Teile 1 und 2, München, London, New York, Paris. 1991 und 1992

Heinemann, Manfred (Hrsg.): Erziehung und Schulung im Dritten Reich, Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung, Stuttgart. 1980

Heiß, Gernot u. a. (Hrsg.): Willfähige Wissenschaft, Die Universität Wien 1938-1945, Wien (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 43). 1989

Hirschbiegel, Jan: Die „germanische Kontinuitätstheorie“ Otto Höflers, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 117, 181-192. 1992

Höfler, Otto: Kulturelle Geheimbünde der Germanen I, Frankfurt am Main. 1934

Höfler, Otto: Altgermanische Verfallskultur?, Schleswig-Holsteinische Hochschulblätter 11, Heft 3/4 vom 25.06.1935, 12-14. 1935

Höfler, Otto: Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 10, 33-49. 1936

Höfler, Otto: Das germanische Kontinuitätsproblem, Nach einem Vortrag, gehalten am 6. Juli 1937 auf dem Deutschen Historikertag in Erfurt, Hamburg. 1937

Höfler, Otto: Vorbemerkung des Herausgebers, in: Grönbech 1937, 7-10

Höfler, Otto: Lebenslauf (anlässlich der Bewerbung an der Universität München vom 15.03.1937), abgedruckt in: Gilch, Schramka 1986, 82-83

Höfler, Otto: Die politische Leistung der Völkerwanderungszeit, in: Kieler Blätter 1938, 282-297

Höfler, Otto: Friedrich Gundolf und das Judentum in der Literaturwissenschaft (Vortrag, gehalten auf der 4. Arbeitstagung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Abteilung Judenfrage, München vom 4. bis 6. Juli 1939), Manuskript, München 1939, in: BDC: SS-Hängeordner 626-650; veröffentlicht in: Forschungen zur Judenfrage 4 (1940)

Höfler, Otto: Volkskunde und Politische Geschichte, in: Historische Zeitschrift 162, 1-18. 1940

Höfler, Otto: Die Entwicklung der geistigen Lage in Skandinavien (Denkschrift im Auftrag des Reichsführers SS), Manuskript o.O., Herbst 1942, in: BDC: Research-Akten, Ahnenerbe.

Höfler, Otto: Schriftenverzeichnis, Wien. 1982

Höfler, Otto: Kleine Schriften, herausgegeben von Helmut Birkhan, Hamburg. 1992 a

Höfler, Otto: Schriftenverzeichnis, in: Höfler 1992 a, 841-848. 1992 b

Hoffmann-Krayer, Eduard: Die Volkskunde als Wissenschaft, Zürich. 1902

Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung (1944), 7. Aufl., Frankfurt am Main. 1980

Jacobeit, Sigrid: Die „Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen“ von Alfredo Niceforo (1910) als wissenschaftsgeschichtliche Quelle für eine Ethnographie/Volkskunde des Proletariats, in: Sievers 1991 a, 195-205

Jacobeit, Wolfgang: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft, Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde, Berlin. 1965

Jacobeit, Wolfgang, Mohrmann, Ute: Zur Geschichte der volkskundlichen Lehre unter Adolf Spamer an der Berliner Universität (1933-1945), in: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 23, 283-298. 1982

Jahrbuch der deutschen Bibliotheken 93 (1940)

Jakubowski-Tiessen, Manfred: Kulturpolitik im besetzten Land. Das Deutsche Wissenschaftliche Institut in Kopenhagen 1941 bis 1945, Manuskript, Kiel 1993; inzwischen erschienen in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 42 (1994), 129-138

Jankuhn, Herbert (Hrsg.): Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Jahrestagungen, Bericht über die Kieler Tagung 1939, Neumünster. 1944

Jarcho, Otto: Gustav Friedrich Meyer, in: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin 1984, 153-156
 Jeggler, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert, in: Brednich 1988, 51-71
 Johannsen, Carl Ingwer: Alfred Kamphausen (31.3.1906-11.11.1982) zum Gedenken, in: Nordelbingen 58, 13-15. 1983
 Jordan, Karl; Hofmann, Erich: Geschichte der Philosophischen Fakultät 2, Neumünster (Geschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel 1665-1965, 5.2). 1969
 Kadmoska, Franz (Hrsg.): Aufbruch und Untergang, Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, Wien, München, Zürich. 1981
 Kamphausen, Alfred: Organisation der Museumsarbeit, in: Die Heimat 43, 201-203. 1933 a
 Kamphausen, Alfred: Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen in Schleswig-Holstein und im Kreise Herzogtum Lauenburg, in: Museumskunde NF 5, 134-137. 1933 b
 Kamphausen, Alfred: Das Bauerntum und seine Überlieferung, in: Dithmarschen 9, 38-43. 1933 c
 Kamphausen, Alfred: Volkstumspflege der Heimatmuseen, in: Die Heimat 44, 18-20. 1934 a
 Kamphausen, Alfred: Auf der Frühjahrstagung 1934 der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen in Ratzeburg, in: Die Heimat 44, 265-267. 1934 b
 Kamphausen, Alfred: Volkskundliches und Volkskunsthochschule zur Unterbauung neuer kunstgeschichtlicher Betrachtung, in: Zeitschrift für Volkskunde 44, 158-168. 1934 c
 Kamphausen, Alfred: Heimatmuseum in der gegenwärtigen Museumspflegearbeit, in: Museumskunde NF 6, 104-108. 1934 d
 Kamphausen, Alfred: Volkstumspflege in Schleswig-Holstein, Kiel. 1934 e
 Kamphausen, Alfred: Von der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen in Schleswig-Holstein, in: Die Heimat 45, 273-274. 1935
 Kamphausen, Alfred: Die Herbsttagung 1935 der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen in Schleswig-Holstein, in: Die Heimat 46, 55-57. 1936
 Kamphausen, Alfred: Heimatmuseum im ländlichen Raum, in: Die Kulturverwaltung, Zeitschrift für die gemeindliche Kulturpflege 1, 36-41. 1937 a
 Kamphausen, Alfred: Von der Arbeitsgemeinschaft der schleswig-holsteinischen Museen, in: Die Heimat 47, 59-66. 1937 b
 Kamphausen, Alfred: Zehn Jahre Arbeitsgemeinschaft der Schleswig-Holstein-Museen, in: Museumskunde NF 11, 52-62. 1939
 Kamphausen, Alfred: Kraft aus niederdeutschem Volkstum, in: Niederdeutsche Welt 18, 15ff. 1943
 Kater, Michael H.: Das „Ahnenerbe“ der SS 1935-1945, Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart. 1974
 Kleßmann, Christoph: Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich, in: Lundgreen 1985, 350-383
 Klewitz, Hans-Walter: Die Heilige Lanze Heinrichs I, in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 6, 42-58. 1943
 Köhler-Zülch, Ines: In memoriam Kurt Ranke (14.4.1908-6.6.1985), in: Zeitschrift für Volkskunde 82, 105-107. 1986
 Könenkamp, Wolf: Gescheitert und vergessen: Folgenloses aus der Geschichte der Volkskunde, in: Sievers 1991 a, 171-192
 Kramer, Karl-Sigismund: Volkskunde an der Christiana Albertina, in: Christiana Albertina 8, 57-63. 1969
 Kramer, Karl-Sigismund: Beschreibung des Volkslebens, Zur Geschichte der „Münchener Schule“, München. 1989
 Kramer, Karl-Sigismund: Bemerkungen zur Jan Hirschbiegels Aufsatz: Die „germanische Kontinuitätstheorie“ Otto Höflers, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 118 (1993), 300-304
 Kürschner: Gelehrtenkalender. 1931ff.
 Kuhn, Walter: Deutsche Sprachinselforschung, Geschichte, Aufgaben, Verfahren, Plauen i. V. 1934
 Kummer, Bernhard: Irrtümer um „Germanien“, in: Nordische Stimmen 7, 201ff. 1937
 Laur, Wolfgang: Walther Steller 1.10.1895-29.12.1971, in: Nordfriesisches Jahrbuch NF 8 (1972), 7-9
 Laur, Wolfgang: Geschichte der Orts- und Flurnamenforschung in Schleswig-Holstein, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 109, 35-82. 1984

Lehmann, Albrecht; Kuntz, Andreas (Hrsg.): Sichtweisen der Volkskunde, Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin, Berlin, Hamburg (Lebensformen 3). 1988
 Leyer, Friedrich von der: Erwiderung auf Otto Höfler: „Der germanische Totenkult und die Sagen vom Wilden Heer“, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 11, 94-97. 1937
 Lixfeld, Hannjost: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Dachverbände der deutschen Volkskunde im Dritten Reich, in: Gerndt 1987, 69-82
 Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim: Nachlaß Steller (Einleitung zum Steller-Nachlaß), in: Universitätsbibliothek der CAU. 1979
 Losemann, Volker: Nationalsozialismus und Antike, Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933-1945, Hamburg (Historische Perspektiven 7). 1977
 Lundgreen, Peter (Hrsg.): Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt am Main. 1985
 Lutz, Gerhard: Das Amt Rosenberg und die Volkskunde, in: Brückner 1983, 173-186. 1983
 Martius, Lily: 125 Jahre Schleswig-Holsteinischer Kunstverein 1843-1968, Neumünster. 1968
 Martius, Lily: Erlebtes den Verwandten und Freunden erzählt, Manuskript, Kiel. 1970
 Maus, Heinz: Zur Situation der deutschen Volkskunde, in: Die Umschau 1, 349-359. 1946
 Meißel, Sebastian: Germanistik in Österreich, Zu ihrer Geschichte und Politik 1918-1938, in: Kadmoska 1981, 475-496. 1981
 Mensing, Otto: Vorwort, in: Müllenhoff 1921, V-VI
 Mensing, Otto: Einleitung, in: Mensing 1927 b
 Mensing, Otto (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe), Bd. 1, Neumünster. 1927 b
 Mensing, Otto: Niederdeutsches Allerlei, Volkstümliche Vorträge, Neumünster. 1934 a
 Mensing, Otto: Die Kieler Niederdeutsche Bühne, in: Schleswig-Holsteinische Hochschulblätter 9, 12. 1934 b
 Mensing, Otto: Das Plattdeutsche in Schleswig, in: Nordelbingen 14, 15-23. 1938
 Meyer, Gustav Friedrich: Unsere Plattdeutsche Muttersprache, Sankt Peter-Ording. 1921
 Meyer, Gustav Friedrich: Plattdeutsche Volksmärchen und Schwänke, Neumünster. 1925
 Meyer, Gustav Friedrich: Schleswig-Holsteiner Sagen, in: Zaubert 1929. 1929 a
 Meyer, Gustav Friedrich: Die Volkssage II, in: Deutsche Blätter 3 (01.09.1929), 37-38. 1929 b
 Meyer, Gustav Friedrich: Vom erzehlichen Wert der Volksmärchen, in: Mitteilungen aus dem Quickborn 26, 108ff. 1932/33
 Meyer, Gustav Friedrich: Jud ut de Luk smieten, in: Die Heimat 43, 199-201. 1933
 Meyer, Gustav Friedrich: Nordische Frauen, Schleswig-Holsteinische Sagen, Hamburg. 1934
 Meyer, Gustav Friedrich: Nordische Bauern und Herren, Schleswig-Holsteiner Sagen, Langensalza, Berlin, Leipzig o. J. (1935)
 Meyer, Gustav Friedrich: Das Rolandreiten, in: Schleswig-Holsteinische Schulzeitung 83, 81-83. 1935 b
 Meyer, Gustav Friedrich: Aufgaben volkskundlicher Heimatforschung, in: Die Heimat 45, 13-15. 1935 c
 Meyer, Gustav Friedrich: Zur Entstehung geschichtlicher Sagen, in: Zeitschrift für Volkskunde 46, 112-116. 1936/37
 Meyer, Gustav Friedrich: Der Schleswig-Holsteiner, in: Wähler 1937, 69-79
 Meyer, Gustav Friedrich: Geburt und Taufe im Volksglauben Schleswig-Holsteins, in: Nordelbingen 6, 31-73. 1940
 Meyer, Gustav Friedrich: Brauchtum der Jungmannschaften in Schleswig-Holstein, Beiträge zur Geschichte des germanischen Gemeinschaftslebens, Flensburg. 1941
 Meyer, Gustav Friedrich: Sollen wir unseren Kindern Märchen erzählen?, in: Wochenblatt der Landesbauernschaft 10/152 (25.12.1943), 698f
 Meyer, Gustav Friedrich: Brauchtumsgruppen in Schleswig-Holstein, in: Jankuhn 1944, 45-52
 Meyer, Gustav Friedrich: Unsere Plattdeutsche Muttersprache, Beiträge zur ihrer Geschichte und ihrem Wesen, überarbeitet und neu herausgegeben von Ulf Bichel, Sankt Peter Ording. 1983
 Meyer, Gustav Friedrich: Über die Geschichte der deutschen Volkskunde (Vorträge und Aufsätze), Manuskript, Kiel, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. o. J./a
 Meyer, Gustav Friedrich: Die nationalpolitische Bedeutung der Volkskunde, Eine Einführung in die Volkskunde, Manuskript, Kiel, in: Meyer-Nachlaß der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek. o. J./b

- Meyer, Gustav Friedrich: Volkskunde und Dichtung, in: Meyer o. J./a
- Meyer, Gustav Friedrich: (Fragment über die direkte Methode), Kiel, in: Meyer-Nachlaß der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek. o. J./d
- Meyer, Gustav Friedrich: Über die Volkskunde und ihre Arbeitsmethoden (Vorträge und Aufsätze), Manuskript, Kiel, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. o. J./e
- Meyer, Gustav Friedrich: John Brinkmann als Lyriker, „Vagel Grip“, in: Meyer o. J./g
- Meyer, Gustav Friedrich: Zur Sprache und Literatur (Vorträge und Aufsätze), Manuskript, Kiel, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. o. J./g
- Meyer, Gustav Friedrich: Das deutsche Volksmärchen und die deutsche Märchenforschung, Manuskript, Kiel, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. o. J./h
- Meyer, Gustav Friedrich: Über Volksmärchen in Schleswig-Holstein (Vorträge und Aufsätze), Manuskript, Kiel, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek. o. J/i
- Moser-Rath, Elfriede: Zum Gedenken an Prof. Dr. Kurt Ranke, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 88, 271-272. 1985
- Müllenhoff, Karl: Deutsche Altertumskunde 1, Neuer vermehrter Abdruck, Berlin. 1890
- Müllenhoff, Karl (Hrsg.): Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Neue Ausgabe, besorgt von Otto Mensing, Neumünster. 1921
- Naumann, Hans: Primitive Gemeinschaftskultur, Beiträge zur Volkskunde und Mythologie, Jena. 1921
- Nicolaisen, W. F. H.: Kurt Ranke (1908-1985), in: Folklore 97, 110-111. 1986
- Oesterle, Anka: Anpassung und Widerstand, Zur Biographie John Meiers, Magisterarbeit, Tübingen. 1987
- Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus, Volkstumspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus, Bielefeld. 1986
- Pauls, Volquard: Otto Mensing, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 68, XIII-XIX. 1940
- Paulsen, Peter: Heimatforschung in der Kulturabteilung des Gaues Schleswig-Holstein, in: Die Heimat 45, 2-5. 1935
- Paulsen, Astrid, Sievers, Kai Detlev (Bearbeiter): Volkskundler und Volkskundlerinnen in Schleswig-Holstein und Hamburg heute, Nach den Unterlagen des bio-bibliographischen Lexikons der Volkskundler im deutschsprachigen Raum des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien, Kiel 1992.
- Petersen, Peter Hansen: Volkstumsarbeit des RVH, Kreisringführung Kiel, in: Der Schleswig-Holsteiner 15, 367-368. 1934
- Peuckert, Will-Erich: Volkskunde des Proletariats I, Aufgang der proletarischen Kultur, Frankfurt am Main 1931.
- Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation, Über die Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes (1959), in: Plessner. 1982
- Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften 6, Frankfurt am Main. 1982
- Rammstedt, Otthein: Theorie und Empirie des Volksfeindes, Zur Entwicklung einer „deutschen Soziologie“, in: Lundgreen 1985, 253-313
- Ranke, Friedrich: Aufgaben volkskundlicher Märchenforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 42, 203-211. 1933
- Ranke, Friedrich: Das Wilde Heer und die Kultbünde der Germanen, Eine Auseinandersetzung mit Otto Höfler, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde und Blätter für niedersächsische Heimatpflege 18, 1-33. 1940
- Ranke, Kurt: Die zwei Brüder, Eine Studie zur vergleichenden Märchenforschung, Helsinki (Folklore Fellows Communications 114). 1934
- Ranke, Kurt: Die Stapelholmer Lichtmeßbeke, in: Die Heimat 46, 119-121. 1936 a
- Ranke, Kurt: Die Fuß- und Schuhsohle auf den nordischen Felszeichnungen und im neueren Volksglauben, in: Die Heimat 46, 257-269. 1936 b
- Ranke, Kurt: Der Orts- und Geschlechtsname Barmstedt, in: Die Heimat 47, 80-83. 1937a
- Ranke, Kurt: Noch einmal Barmstedt, in: Die Heimat 47, 312-314. 1937b
- Ranke, Kurt: Bachstelze, in: Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur 62, 286-317. 1938 a
- Ranke, Kurt: „Fellversaufen“, Geschichte einer niederdeutschen Redensart, in: Die Heimat 48, 279-282. 1938 b
- Ranke, Kurt: Indogermanische Totenverehrung, Bd. 1: Der dreißigste Tag im Totenkult der Indogermanen, Auszug aus der Habilitationsschrift (zwei Seiten), Kiel. 1938 c
- Ranke, Kurt: Totenbrauchtum in alter und neuer Zeit, Teil 1: Die Brautsteine, Teil 2: Die Hegung des Toten, Teil 3: Bestattungsfristen, in: Die Heimat 48, 331-335, Die Heimat 49, 12-18, 110-115. 1938/39
- Ranke, Kurt: Brautstein und Rosengarten, Ein Beitrag zur deutschen Flurnamen-, Volks- und Altertumskunde, in: Zeitschrift für Deutschkunde 53, 471-483. 1939 a
- Ranke, Kurt: Der dreißigste Tag im Totenkult der Indogermanen, in: Zeitschrift für Deutschkunde 53, 5-17. 1939 b
- Ranke, Kurt: Die Toten im Recht und Brauch der Lebenden, in: Jankuhn 1944, 35-44
- Ranke, Kurt: Indogermanische Totenverehrung 1, Der dreissigste und vierzigste Tag im Totenkult der Indogermanen, Helsinki 1951 (Folklore Fellows Communications 140)
- Rassem, Mohammed: Im August verstarb der 1901 geborene Wiener Germanist Otto Höfler, in: Criticón 103, 204. 1987
- Röhrich, Lutz: Erzählforschung, in: Brednich 1988, 353-379. 1988
- Rörig, Fritz: Volkskunde, Hanse und Materialistische Geschichtsschreibung, in: Historische Zeitschrift 163, 490-502. 1940/41
- Scherer, Wilhelm: Karl Müllenhoff, Ein Lebensbild, Berlin. 1896
- Schlee, Ernst: Perdekoppen, in: Die Heimat 43, 33-41. 1933a
- Schlee, Ernst: Der Altar der Arbeit im Dithmarscher Landesmuseum, ein neues Werk von Hans Groß, in: Nordelbingen 9, 225-245. 1933 b
- Schlee, Ernst: Kunstgeschichtliche Heimatforschung, in: Die Heimat 45, 113-115. 1935 a
- Schlee, Ernst: Sinn und Aufgabe einer Kunstaussstellung, in: Schleswig-Holsteinisches Kulturschaffen, Erste Kunstaussstellung der NS.-Kulturgemeinde, Schleswig-Holstein/Land und Volk, herausgegeben von der Gaukulturabteilung der N.S.D.A.P., Kiel, 7-8. 1935 b
- Schlee, Ernst: Der Gebrauch der Brautkronen in Schleswig-Holstein, in: Die Heimat 46, 129-140. 1936
- Schlee, Ernst: Die Ikonographie der Paradiesisflüsse, Leipzig 1937 (Studien über christliche Denkmäler 24). 1937
- Schlee, Ernst: Wie man in Rendsburg im 16. und 17. Jahrhundert Häuser baute, in: Nordelbingen 14, 165-198. 1938 a
- Schlee, Ernst: Pfingstmaien in der Kirche, in: Die Heimat 48, 129-132. 1938 b
- Schlee, Ernst: Alte Volksspiele, in: Die Heimat 48, 187-188. 1938 c
- Schlee, Ernst: Die geschichtliche Entwicklung des Bauernhauses in Schleswig-Holstein, in: Kieler Blätter 2, 307-326. 1939 a
- Schlee, Ernst: Die geschichtliche Überlieferung im Bauwesen Schleswig-Holsteins, in: Bauen, Wohnen, Siedeln 19, 14-18. 1939 b
- Schlee, Ernst: Schleswig-Holstein, Deutsche Volkskunst NF, Weimar. 1939 c
- Schlee, Ernst: Waldhammer und Botenhammer, Umfragen zur gegenständlichen Volkskunde, in: Die Heimat 50, 66-70. 1940 a
- Schlee, Ernst: Gustav Wolfs Buch über Bauernhaus und Bauernhof in Schleswig-Holstein, in: Die Heimat 50, 121-124. 1940 b
- Schlee, Ernst: Mein Elternhaus am Heider Markt, in: Dithmarschen NF 1970, 83-89. 1970
- Schlee, Ernst: Bibliographie, herausgegeben vom Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum zum 5. Januar 1980, Schleswig. 1980
- Schlee, Ernst: Persönliche Eindrücke aus dem Kunstleben in der Provinz 1920-1937, in: Nordelbingen 53, 169-196. 1984
- Schlee, Ernst: Schleswig-Holstein, Deutsche Volkskunst NF, Weimar, Reprint der Ausgabe von 1939 (vgl. Schlee 1939 c), Frankfurt am Main. 1984
- Schmidt, Werner: Alfred Kamphausen, 31. März 1906 - 11. November 1982, in: Schleswig-Holstein Heft 12 (1982), 25-26
- Schönwälder, Karen: Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main. 1992

Schorcht, Claudia: Philosophie an den Bayerischen Universitäten 1933-1945, in: Philosophie und Nationalsozialismus, Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 47, 10-18. 1992

Schramka, Carmen: Mundartenkunde und germanische Religionsgeschichte, Zur Tätigkeit von Otto Maußer und Otto Höfler, in: Gilch, Schramka 1986, 43-64

Schulz, Katja Rhoda: Gustav Friedrich Meyer (1878-1945) — ein schleswig-holsteinischer Volkskundler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Magisterarbeit, Kiel. 1991

Schulze, Hagen: Walter Frank, in: Wehler 1980, 69-81

Schwalm, Hans: Bemerkungen zu den Bevölkerungskarten der Ober- und Niederlausitz auf Grund der Volkszählungen der Jahre 1910 und 1925, in: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1, 91-94. 1930/31

Schwalm, Hans; Volz, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1ff. (1930/31ff.)

Schwalm, Hans; Volz, Wilhelm (Hrsg.): Schrifttum zur Erforschung des grenz- und auslandsdeutschen Volks- und Kulturbodens 1929ff, in: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Bibliographie, Langensalza, Berlin, Leipzig. 1930/31ff

Schwalm, Hans; Volz, Wilhelm: Die deutsche Ostgrenze, Unterlagen zur Erfassung der Grenzreißungsschäden, maschinenschriftlich im Auftrag der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, Leipzig o. J.

Schwietering, Julius: Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 5, 748-765. 1927

See, Klaus von: Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main. 1970

See, Klaus von: Kontinuitätstheorie und Sakraltheorie in der Germanenforschung, Antwort an Otto Höfler, Frankfurt am Main. 1972

Selk, Paul: Gustav Friedrich Meyer, in: Zeitschrift für Volkskunde 51, 265-267. 1954

Selk, Paul: Meyer, Gustav Friedrich, in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon 3, Neumünster, 189-191. 1974

Selk, Paul: Gustav Friedrich Meyer zum hundertsten Geburtstag, in: Jahrbuch für Heimatkunde Oldenburg/Ostholstein 22, 65-70. 1978

Selk, Paul: Gustav Friedrich Meyer, Lebenslauf und Bibliographie, in: Meyer 1983, 201-204

Sievers, Kai Detlev: Volkskultur und Aufklärung im Spiegel der Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichter, Neumünster (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 58). 1970

Sievers, Kai Detlev: Fragestellungen der Volkskunde im 18. Jahrhundert, in: Brednich 1988, 31-50

Sievers, Kai Detlev (Hrsg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert, Neumünster (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 26). 1991 a

Sievers, Kai Detlev: Volkskundliche Forschung und Lehre an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 23, 11-31. 1991 b

Sievers, Kai Detlev: Die Historischen Schulen der deutschen Nationalökonomie und ihr Bezug zu volkskundlichen Fragestellungen, in: Sievers 1991 a, 157-170. 1991 c

Spamer, Adolf: Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, Leipzig (Sächsisches Volkstum 1). 1921

Spamer, Adolf: Die Deutsche Volkskunde, Bd. 1, Leipzig. 1934

Spann, Othmar: Gesellschaftslehre, in: Ders.: Gesamtausgabe 4 (Ausgabe nach der 3. Auflage, Leipzig 1930), Graz. 1969

Spielmann, Heinz: Ernst Schlee zum 80. Geburtstag am 5. Januar 1990, in: Die Heimat 97, 136-137

Staaik, Gerhard: Die magische Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg, Kiel. 1930

Staaik, Gerhard: Volkskunde und Schule, in: Mecklenburgische Schulzeitung 7, 98ff. 1935

Staaik, Gerhard: Zwei Jahrzehnte volkskundliche Arbeit in Schleswig-Holstein 1918-1938, Ein Bericht, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 67, 422-476. 1939 a

Staaik, Gerhard: Wege und Ziele der Schleswig-Holsteinische Flurnamenforschung, in: Die Heimat 49, 289-295. 1939 b

Staaik, Gerhard: Das 'ewige Kornland' in Holstein und das alte Pflugland der nordelbischen Sachsen im Lichte der Flurnamen, Habilitationsschrift, Kiel o. J. (1943)

Staaik, Gerhard: Johann Gottfried Herder und die Slawen, Entwurf zum Habilitations-Kolloquium, Kiel o. J. (1943) (unveröffentlichtes Manuskript aus dem Nachlaß Gerhard Staaks, das dessen

Sohn, Magnus Staak, freundlicherweise Frau Aud Gmind zur Verfügung stellte, der ich die Einsichtnahme in den Text verdanke). 1943 b

Steenen, Thomas: Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert (1879-1945), Neumünster 1986 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 89).

Steller, Walther: Der Leich Walther von der Vogelweide und sein Verhältnis zum religiösen Leich, Halle. 1921

Steller, Walther (Hrsg.): Beiträge zur Deutschkunde, Festschrift Theodor Siebs zum Sechzigsten Geburtstag, dargebracht von seinen Schülern, Emden. 1922 a

Steller, Walther: Zu den Upstalsbomer Gesetzen von 1323, in: Steller 1922 a, 137-151

Steller, Walther: Germania! Quo Vadis? Breslau (anonym veröffentlicht). 1924

Steller, Walther: Das altwestfriesische Schulzenrecht, Breslau (Germanistische Abhandlungen 57). 1926

Steller, Walther: Abriß der altfriesischen Grammatik, Halle (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte C. 5). 1928

Steller, Walther: Der deutsche Volkskunde-Atlas, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 30, 247-254. 1929

Steller, Walther: Die Krisis des gesprochenen Wortes, Ein Versuch zu ihrer Lösung, Breslau. 1931 a

Steller, Walther: Phol ende Wodan, in: Zeitschrift für Volkskunde 40 (1931), 61-71. 1931 b

Steller, Walther (Hrsg.): Festschrift Theodor Siebs zum 70. Geburtstag, 26. August 1932, Breslau (Germanistische Abhandlungen 67). 1933 a

Steller, Walther: Hochverehrter Herr Geheimrat!, in: Steller 1933 a, V-XV. 1933 b

Steller, Walther: Goethe-Gedenkrede, in: Steller 1933 a, 275-290. 1933 c

Steller, Walther: Volkskunde und Rechtskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde 42, 117-137. 1933 d

Steller, Walther: Aufgaben der schlesischen Volkskunde, in: Schlesische Monatshefte 11, 464-472. 1933 e

Steller, Walther: Volkskundliche Arbeit im Lichte des Nationalsozialismus, in: Volkskundliche Gaben, John Meier zum siebzigsten Geburtstage dargebracht, Berlin, Leipzig 1934, 244-252. 1934 a

Steller, Walther: Steinkreuze und Erinnerungsmale in Niederschlesien, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 34, 154-194. 1934 b

Steller, Walther: Nationalsozialismus und Volkskunde, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 34, 68-85. 1934 c

Steller, Walther: Berichtigungen, Breslau (im Selbstverlag). 1934 d

Steller, Walther: Sudetenschlesische Trachten, in: Schlesische Monatshefte 12 (1934). 1934 e

Steller, Walther: Pferd, Pferdefleisch, Pferdefuß, Pferdeheilige, Pferdehuf, Pferdejunge, Pferdekopf, Pferdemaß, Pferdeopfer, Pferdeschwanz, Pferdesegen, Pferde stall, Pferdetag, Pferdeumritte, Pferdeweide, in: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens 6, Berlin, Leipzig, Spalten 1598-1684. 1934/35

Steller, Walther: Die Entwicklung des völkischen Gedankens im Bilde der deutschen Sprache, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 35, 273-288. 1935 a

Steller, Walther: Der Deutsche Volkskunde-Atlas, Landesstelle Niederschlesien, 3. Bericht, Oktober 1935, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 35, 289-293. 1935 b

Steller, Walther: Deutsche Volkskunde als Wissenschaft, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 35, 25-56. 1935 c

Steller, Walther: Ein Beitrag zur Wendenfrage, in: Zeitschrift für Volkskunde 45, 45-60. 1935 d

Steller, Walther: Grundsätzliches zur Volkstracht, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 37. 1937 a

Steller, Walther: Schlesische Volkstrachten, in: Schlesische Monatshefte 14 (1937). 1937 b

Steller, Walther: Schlesische Volkstrachten, 1. Teil, Breslau. 1938

Steller, Walther: Generationsproblem des Neufriesischen, in: Zeitschrift für Mundartforschung 16, 82-95. 1940

Steller, Walther: Nordfriesland, in: Kieler Blätter 1941, 193-204. 1941 a

Steller, Walther: Hochsprache — Volkssprache, in: Kieler Blätter 1941, 205-220. 1941 b

Steller, Walther: Theodor Siebs, in: Frysk Jierboek 5 (1943) 171-182

Steller, Walther: Schlesische Volkstrachten, in: Hausdorff (Hrsg.): Unser Schlesien, Stuttgart 1954, 109-114

- Steller, Walther: Nachtrag, in: Mitteilungen der Landsmannschaft Schlesien, Landesgruppe Schleswig-Holstein 15, 327-346. 1959
- Steller, Walther: Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung, Bd. 1, Wien, München 1973, Bd. 2, Aus dem Nachlaß ergänzt und bearbeitet von Mabel Elsabe Narjes, Wien. 1975
- Tönnies, Ferdinand: Die Sitte, Frankfurt am Main. 1909
- Tönnies, Ferdinand: Fortschritt und soziale Entwicklung, Geschichtsphilosophische Ansichten, Karlsruhe. 1926
- Tönnies, Ferdinand; Paulsen, Friedrich: Briefwechsel 1876-1908, Kiel. 1961
- Uhlig, Ralph (Hrsg.): Vertriebene Wissenschaftler der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) nach 1933, Zur Geschichte der CAU im Nationalsozialismus, Eine Dokumentation, bearbeitet von Uta Cornelia Schmatzler und Matthias Wieben, Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris (Kieler Werkstücke, Reihe A, 2). 1991
- Urban, Curt: Aufgaben und Aufbau des Reichsbundes „Volkstum und Heimat“ in Schleswig-Holstein, in: Der Schleswig-Holsteiner 15, 293-294. 1934
- Uther, Hans-Jörg: In ricordo di Kurt Ranke, in: Lares 52, 471-473. 1986
- Vahsen, Friedhelm: Freizeiterziehung als Sozialpolitik, Die Kulturarbeit der NS-Volkswohlfahrt, in: Otto, Sünker 1986, 133-161. 1986
- Vierhaus, Rudolf: Walter Frank und die Geschichtswissenschaft im Nationalsozialistischen Deutschland, in: Historische Zeitschrift 207, 617-627. 1968
- Volbehr, Friedrich; Weyl, Richard: Professoren und Dozenten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665-1954, Kiel. 1956
- Vorlesungsverzeichnisse der Christian-Albrechts-Universität zur Kiel 1903-1939
- Wähler, Martin (Hrsg.): Der deutsche Volkscharakter, Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge, Jena o. J. (1937)
- Weber-Kellermann, Ingeborg; Bimmer, Andreas C.: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie, 2. Aufl., Stuttgart. 1985
- Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Deutsche Historiker 7, Göttingen. 1980
- Weiß, Elvira: Ernst Bargheer — Ein Volkskundler und Lehrerbildner im Nationalsozialismus, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 25 (1993), 65-87. 1993
- Werner, Karl Ferdinand: Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz. 1967
- Witt, K.: Otto Mensing als Bühnenleiter und Darsteller niederdeutscher Charakterrollen, in: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 52, 16-19. 1939
- Wohlhaupter, Eugen: Rechtsquellen Schleswig-Holsteins 1, Kiel. 1938 a
- Wohlhaupter, Eugen: Geschichte der Rechtsquellen Schleswig-Holsteins von den Anfängen bis zum Jahre 1800, Neumünster (Veröffentlichungen der Universitätsgesellschaft 47). 1938 b
- Wohlhaupter, Eugen: Das Recht Schleswig-Holsteins im Rahmen der gesamtgermanischen Rechtsgeschichte, in: Festgabe zum Jahrestag des Instituts für Volks- und Landeskunde an der Universität Kiel, 1. Tagung, Neumünster, 30-44. 1939
- Wohlhaupter, Eugen: Zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins, in: Geistige Arbeit 7, Heft 22, 9ff. 1940
- Wohlhaupter, Eugen: Beiträge zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins, 1. Teil, in: Nordelbingen 16 (1940), 74-160, 2. Teil, in: Nordelbingen 17/18 (1942), 51-88
- Wohlhaupter, Eugen: Das Recht Schleswig-Holsteins und der Norden, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 70/71, 49-116. 1943
- Wohlhaupter, Eugen: Vom tätigen Leben, Bilder der Erinnerung, o. O. (wiederabgedruckt in: Hattenhauer 1987). 1947
- Zaubert, Paul (Hrsg.): Stammeskunde deutscher Landschaften, Schleswig-Holsteinische Stammeskunde, Deutscher Sagenschatz, Jena. 1929
- Zimmermann, Harm-Peer: Annäherung an Ferdinand Tönnies, in: Sievers 1991 a, 41-72. 1991
- Zimmermann, Harm-Peer: „Völkischer Aufbruch“ der Heimatvereine, Die „Gleichschaltung“ der volkskundlichen Laienbewegung in Schleswig-Holstein nach dem 30. Januar 1933, in: TOP 6, Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein 2 (1992), 4-18. 1992

**Gesellschaft für Politik und Bildung
Schleswig-Holstein e.V.**

Veröffentlichung des Beirats für
Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie
in Schleswig-Holstein

Herausgegeben von
Uwe Danker
Detlef Korte
Klaus-J. Lorenzen-Schmidt
Rolf Schulte
Jürgen Weber

Band 16

UNI-FORMIERUNG DES GEISTES

Universität Kiel im Nationalsozialismus

Band 1

Herausgegeben von Hans-Werner Prahl

MALIK REGIONAL VERLAG

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

UNI-Formierung des Geistes : Universität Kiel im Nationalsozialismus / hrsg. von Hans-Werner Prah. — Kiel : Malik-Regional-Verl.

NE: Prah, Hans-Werner [Hrsg.]

Bd. 1 (1995)

(Veröffentlichungen des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein / Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holstein e. V. ; Bd. 16)
ISBN 3-89029-967-9

NE: Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holstein / Beirat für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein: Veröffentlichungen des Beirats ...

Inhaltsverzeichnis

Hans-Werner Prah / Die Hochschulen und der Nationalsozialismus	7
Jörn Eckert / Die Juristische Fakultät im Nationalsozialismus	51
Jendris Alwast / Die Theologische Fakultät unter der Herrschaft des Nationalsozialismus	87
Edgar Weiß / Zur Pädagogik an der Kieler Universität im „Dritten Reich“	139
Harm-Peer Zimmermann / Vom Schlaf der Vernunft Deutsche Volkskunde an der Kieler Universität 1933 bis 1945	171
Klaus R. Schroeter / Zwischen Anpassung und Widerstand: Anmerkungen zur Kieler Soziologie im Nationalsozialismus	275
Ralf Noltensmeier / Anmerkungen zur Musikwissenschaft an der CAU zwischen 1933 und 1945	337
Autorenverzeichnis	349

MALIK REGIONAL VERLAG

© 1995 by den Autoren der einzelnen Beiträge

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: WDA, Brodersdorf

Printed in Germany

ISBN 3-89029-967-9